

RHYTHM & BLUE

Anfang vom Ende

rhythm : pattern produced by emphasis and duration of notes in music or by stressed and unstressed syllables in words

blue : (3) connected with sex in a way that may be thought offensive; obscene

Oxford English Dictionary

In groove we trust.

Chic – High

Tödliche Witze? Geschichten, die so unterhaltsam sind, daß man daran stirbt? Jemandem, der nicht *Monty Pythons Wunderbare Welt der Schwerkraft* gesehen hat, fallen auf Anhiieb wahrscheinlich nur Abschwächungen ein: Witze mit tödlichem Ausgang in der Erzählung? Eine besondere Form von schwarzem Humor? Strenggenommen ist ein tödlicher Witz nicht anders tödlich als ein Flugzeugabsturz. Man hört die Story, fällt bei der Pointe aus allen Wolken und lacht sich tot, im wahrsten Sinn des Wortes. Ohne Spaß.

Eine der Nonsens-Episoden von *Wunderbare Welt der Schwerkraft* handelt von der Entwicklung eines tödlichen Witzes und dessen Einsatz als Nahkampf-Geheimwaffe. Von dieser an sich grotesken Idee ausgehend – zumindest empfand ich sie als grotesk, als ich den Film vor Jahren im Kino sah – spinnt die Story einen ganzen Faden von zwingenden logischen Konsequenzen weiter. Wenn sich zum Beispiel der oder die Hörer des Witzes zu Tode lachen, dann müßte es dem Erzähler eigentlich genauso ergehen.

Folgerichtig sieht man den ersten Witzsoldaten an die Front stapfen, bis er sich in Sichtweite – oder zumindest in Hörweite – des Feindes postiert. Er entfaltet den kuvertierten Witz und brüllt ihn durch ein Megaphon, um so die Streuwirkung zu erhöhen. Kaum ist das letzte Echo der Pointe verhallt, wälzt sich die feindliche Armee am Boden und hält sich den Bauch in stark übertriebenen Konvulsionen – es ist ja ein lustiger Film. Ein paar Sekunden später packt es dann auch den Erzähler selbst. Warum die Verzögerung? Ich versuchte schon damals, diese absurde Lücke mit einer befriedigenden Erklärung zu füllen, so wie ich mich überhaupt gerne in Hirngespinnste reinkniete. Vielleicht hat er den Witz erst als letzter verstanden – wenn ich in der Schule einen mir unbekanntem Text laut vorlesen mußte, war ich mit dem Verstehen auch immer ziemlich hintennach.

Um den Kern der Idee Es-gibt-tödliche-Witze etwas breitzutreten und eine erzählbare Story mit Hand und Fuß daraus zu machen, endete der Film nicht bei diesem Kamikaze-Prototyp. Es folgte eine ausgereifere Version, die das Problem des Erzählers in den Griff bekommen hatte. Der Witz wurde zu einem Witzschrapnell fragmentiert und einer Witzkampftruppe übergeben. Diese postierte sich wiederum vor dem Feind, und so wie eine Kompanie durchzählt, posaunte jeder sein Witzfragment durchs Megaphon und hielt sich dann so schnell wie möglich die Ohren zu, um der Witzdruckwelle zu entgehen. Eine ebenso logische wie absurde Konsequenz ergab sich jetzt wiederum für den Feind, denn es hätte genügt, einen einzigen Witzsoldaten abzuschießen, um die Witzgranate zu entschärfen. Dieser Gedanke war mir gekommen, als der Film längst schon zur nächsten Episode übergegangen war. Auf die weit absurdere Idee, daß ich selbst einmal dazu kommen würde, eine tödliche Story zu erzählen, wäre ich damals nicht verfallen.

Leonora hatte mich zu ihrem Witzsoldaten auserkoren, obwohl ich anfangs alles andere als ein begnadeter Witzeerzähler war. Eher ein schlechter Hofnarr, der eine besonders tolerante Königin unterhält. Nachdem sie mir aber keine Wahl gelassen hatte, erzählte ich munter drauflos. Meine ersten Geschichten müssen sie furchtbar gelangweilt haben, aber selbst, wenn es so war, zuckte sie nicht mit der Wimper und ließ mich weitererzählen. Sie schien an ein in mir verborgenes Talent zu glauben, und deswegen gab ich auch nicht auf. Siehe da, schön langsam wurden meine Geschichten wirklich besser, und es folgte eine Zeit, wo wir beide riesigen Spaß hatten. Ich erzählte und erzählte, und eine Zeitlang endete es unfehlbar damit, daß wir uns beide am Boden wanden. Oder wo auch immer.

Wann genau die Geschichte zu entgleisen begann, kann ich nicht mehr genau sagen. Irgendwann mal bekamen meine Erzählungen einen galligen Beigeschmack, eine morbide Färbung, wie besonders schwarzer Humor. Die meisten Leute hätten dabei wahrscheinlich nur angewidert das Gesicht verzogen, aber Leonora fand sie besonders aufregend. Sie ermutigte mich, sie feuerte mich regelrecht an, jetzt auch alle geschmacklosen und dreckigen Pointen, die ich auf Lager hatte, vom Stapel zu lassen. Ich fühlte mich so elend, als hätte mich ein Stammtisch deutscher Buschauffeure nach der zehnten Maß Bier aufgefordert, ein paar deftige Judenwitze zum Besten zu geben. Nach und nach ließ ich mich dann doch breitschlagen, denn Leonora war ein weitaus dankbareres Publikum. Ich hatte ja schließlich auch meinen Spaß daran, und aus diesem Grund merkte ich nicht, wie aus der ganzen Sache plötzlich bitterer Ernst geworden war.

Für einen ehemaligen Meister im Erzählen von Witzen und sonstigen unterhaltsamen Geschichten werden Sie mich wahrscheinlich ziemlich schwerfällig finden. Ich merke schon, daß Sie ungeduldig werden und bedaure, daß die Pointe noch so lange auf sich warten läßt. Sie müssen verstehen, daß mir seit der ganzen Sache mit Leonora der Spaß vergangen ist, und deswegen klinge ich jetzt auch ein bißchen, na ja, langatmig. Ganz abgesehen davon haben Sie noch immer keine Ahnung, wovon ich rede, also fange ich beim nächsten Anlauf am besten ganz von vorne an. Für heute muß ich mich entschuldigen. Im Saal schmeißen sie schon alles mögliche Zeugs auf die Bühne, und Phil hat gerade die PA fürs zweite Set angeworfen.

Kapitel eins

I never heard so musical a dischord, such sweet thunder...

A Midsummer Night's Dream – Shakespeare

Wenn Blicke töten könnten, dann bräuchte der Wachebeamte vor der Botschaft nicht mal sein Schnellfeuergewehr, um mich in ein Sieb zu verwandeln. Macht mich auch so langsam kaputt. Wo hat man ihm bloß diesen Blick beigebracht? Gibt es irgendwo ein Trainingslager mit einer speziellen Ausbildungseinheit *Bös Anschauen 10:00h – 11:00h*? Wie lange muß einem ein Ausbildner Scheiße ans Hirn werfen und bei Bedarf auch noch fressen lassen, damit am Ende so ein fadenkreuzscheiniger Schnellfeuerblick rauskommt? Eigentlich wär's mir ja fast lieber, er würde sein Gewehr schultern, auf Automatik schalten und dann eine ordentliche Salve abfeuern, *ra-ta-ta-ta-ta-ta-ta-ta-ta-ta*, oder nein, diese hypermodernen Waffen geben ja weitaus mehr her als die Bleispritzen von *The Wild Bunch*, das wäre dann eher sowas wie *prrrrrraattttt*, oder vielleicht überhaupt nur *pfrrz*, und schon wäre der Jaguar gespickt mit fünfhundert Kugeln. Egal wäre es mir in jedem Fall. Er ist ja gepanzert.

Wird Zeit, daß ich mich jetzt gegen seine Blicke absichere, die ja leider nicht wie gedachte Kugeln am Bleiglas der Windschutzscheibe abprallen und höchstens einmal ein Spinnennetzmuster zwischen den Einschlägen hinterlassen. Mal sehen, was das Handschuhfach auf Lager hat.

Mit vorfreudiger Sorgfalt durchstöbere ich mein Arsenal an mitgebrachten Cassetten und lege einige davon auf den Beifahrersitz. Was haben wir denn da? Aus dem Häufchen Cassetten, die nur mit den Namen der jeweiligen Interpreten beschriftet sind, treffe ich eine vorläufige Endausscheidung:

(a) *Ace Of Spades* von Motörhead, um dem uniformierten Heini vor mir Bombe mit Bombe zu vergelten. Den Ausdruck habe ich mal in einer Schwarzweiß-Dokumentarsendung gehört, aber ich habe keine Ahnung, von wem er stammt.

(b) *I Never Loved A Man The Way I Love You* von Aretha Franklin, weil Aggressionsschübe bei mir nie länger als fünf Sekunden anhalten

und unmittelbar darauf in ein universelles Zärtlichkeitsbedürfnis umschlagen.

Nach einigem Zögern entscheide ich mich für die Kompromißlösung:

(c) *Voodoo Child (Slight Return)* von Jimi Hendrix, eine sympathische Form von Größenwahn.

Der Jaguar ist nicht nur gepanzert und mit einem Achtzylinder-Turbo ausgestattet. Die Übermotorisierung hat auch vor der Stereoanlage nicht Halt gemacht, und Understatement ist auch hier angesagt. Die sechzehn BOSE-Hochdruckboxen sind zwar diskret bis unsichtbar in die Innenverkleidung eingearbeitet, zusammen dürften sie aber mindestens soviel Schalldruck wie ein mittlerer Rave-Tempel erzeugen. Vor zehn Jahren hätte ich vielleicht noch »wie ein startender Düsenjet« gesagt, aber die Zeiten haben sich geändert. [Play]. Der Recorder schluckt die Cassette mit einem leisen Summen, bis sie mit einem satten *Schlunk!* einrastet und – seltsamer Luxus – eine halbe Sekunde bis zum Bandanfang vorspult.

Dem Stakkato-Auftakt neige ich mein Ohr mit der gebildeten Distanz des Kammermusikliebhabers. Das Wah-Wah-Thema gleich nach dem Intro nehme ich auch nur als verlängertes Ruhe-Adagio vor dem Sturm wahr. Beim vierundzwanzigsten Takt des Intro-Teils schiele ich verwundert durch die Lackwölkchen des Nußholzarmaturenbretts und genieße den schreienden Kontrast zwischen Soundtrack und Film. Bei Takt fünfundzwanzig hebt ein rotzig dröhnender E7#9-Akkord die Welt aus den Angeln.

*I'm standing next to a mountain
And I chop it down with the edge of my hand
I'M STANDING NEXT TO A MOUNTAIN
CHOP IT DOWN WITH THE EDGE OF MY HAND
I pick up the pieces and make an island
My name will raise up in the sand*

*'CAUSE I'M A VOODOO CHILD
LORD KNOWS I'M A VOODOO CHILD*

Das Botschaftsviertel mit seinen ewig frisch gestrichenen Gußeisenbalkonen ist endgültig zur unbedeutenden Filmkulisse verkommen. Bronzeschilder, Marmorsäulen, grimmige Wachebeamte und rote Teppiche verschwinden aus meinem Gesichts- und Gedankenfeld wie die *Enterprise* im Vorspann von *Star Trek*. Am Ende der Allee türmen sich Gewitterwolken, von der Abendsonne rot angeglüht. Durch die Tönung der Windschutzscheibe gewinne ich den Eindruck, daß es im Wageninneren später ist als draußen. Ich klappe den Fahrersitz zurück und singe mit – die elektrisierte Luft fließt durch mein Rückenmark und betäubt meine Hemmungen. Mit dem Mitsingen

der Vocals tue ich mir leicht, nachdem ich ungefähr dieselbe Stimmlage wie Hendrix habe. Die Gitarrenfills doppelte ich dafür mit schriller Kopfstimme, einige sogar eine Terz drüber. Würde ich jetzt nur meine Stimme allein hören – mit all den grotesken Registerwechseln – wäre es mir sicher ziemlich peinlich. Aber jetzt, als fünftes Rad am Wagen, durchströmt mich dieselbe Ausgelassenheit wie zu Hause unter der Dusche, wenn ich das Solo von *Midnight* mitgröle und die passenden extatischen Grimassen dazu schneide. Mittlerweile reicht es dem Wachebeamten, den ich nur mehr als Statisten eines bizarren Videoclips wahrnehme. Ob er sich für meine Ungeniertheit schämt? Jedenfalls hat er seinen bohrenden Blick abgewendet und betrachtet nachdenklich den Lauf seines Sturmgewehrs.

I didn't mean to take up all your sweet time...

[unisono gesungenes Fill]

I'll give it right back to you one of these days...

[heiser arpeggierter E7#9-Akkord]

I didn't mean to take up all your sweet time...

[gejodeltes Fill eine Terz drüber]

Give it right back to you one of these days...

[Hustenanfall]

I won't see you no more in this world...

[chromatisch absteigende Basslinie einen Takt lang unisono mitgegrunzt]

See you in the next and don't be late...

[tief Luft holen, um die Wiederholung zu brüllen]

DON'T BE LATE!!!

'CAUSE I'M A VOODOO CHILD... [yeah!]

LORD KNOWS I'M... [...???

Ah? Beim letzten Gitarrefill hat sich allerdings irgendein seltsamer Oberton eingeschlichen, der so gar nicht dazugehört. Jimi spielt noch zwei Takte ohne meine Begleitung, bevor ich hastig auf [Stop/Eject] drücke und dem sofort einsetzenden Werbesprecher gänzlich den Saft abdrehe. *Wie lange läutet das verdammte Mobiltelefon schon?*

»Ja?« Irgendwie mache ich jetzt zuviele Dinge auf einmal. Während ich unterm Sitz rumfummle, um ihn wieder auf Normalhöhe zu kriegen, Handy zwischen Ohr und Schulter eingeklemmt, fällt mir das verdammte Ding runter. Aussteigen, um es hinterm Gaspedal hervorzufischen? Wird sich nicht vermeiden lassen.

»...Sie mir gut zugehört?«

»Sir Edmund, sind Sie's? Ich fürchte, da war eine Störung in der Leitung, könnten Sie vielleicht nochmal...«

»BOTSCHAFT VON BURUNDI! JETZT!«

»Ähm hören Sie ich dachte Sie wären noch hier ich hab' Sie nämlich gar nicht rausgehen sehen aber wenn Sie nicht allzu weit weg sind könnte ich vielleicht lassen Sie mich kurz nachdenken wo ist überhaupt die...« *Klick.* »...Botschaft von Burundi?« *Aufgelegt.*

Die gußeiserne *Enterprise* aus dem Vorspann schwebt nun bildschirmfüllend vor mir. Weit und breit kein Scotty, der mich zum galaktischen Außenposten des Planeten Burundi beamen könnte. Die Wolkenwand am Horizont ist inzwischen von rot zu bleigrau übergegangen. Im Handschuhfach ist kein Stadtplan zu finden. Den Wachtposten fragen, der mich wieder mit fixer Miene anstiert? Ich starre meinerseits auf die Wolken, die weiter von bleigrau zu schwarz übergehen, dann beschließe ich, Aretha Franklin einzulegen.

Kapitel zwei

Is it not strange that sheep's guts should hale souls out of men's bodies?

Much Ado About Nothing – Shakespeare

Ein seltsames und eher ungutes Gefühl. Da hält man sich im großen und ganzen für einen normalen Menschen. Mit der Zeit jedoch merkt man, daß man mit seiner Meinung über sich selbst ziemlich allein dasteht. Das fing bei mir schon in der Schule an. Ich wurde *komisch* genannt und nicht so regelmäßig wie alle anderen Burschen auf Partys eingeladen. Manche Mädchen fanden mich zwar *süß*. Ins Gesicht gesagt hat es mir aber keine. Sie sagten es, wenn überhaupt, Freunden von mir – viele hatte ich nicht – die sagten es dann Freunden von Freunden. Bis ich es dann irgendwann einmal auch selbst erfuhr und nichts mit dieser Information anfangen konnte. Es war mir nicht ganz klar, wie ich den Leuten unheimlich sein konnte, da ich doch so schüchtern war. Die Kinderärztin hatte meinen Eltern einmal etwas von *leicht autistischer Monomanie* erzählt, die hatten es mir wiederum geschildert, ohne genau zu verstehen, worum es sich dabei handelte, aber ganz offensichtlich verzweifelt darüber, daß ihr Sohn von nun an offiziell ein Verrückter war. Leonora hat mich einen *Sublimierer* genannt und auch das Wort *fixiert* gebraucht. Ich denke, ich habe ihre Erklärung halbwegs verstanden, ohne sie allerdings genau wiedergeben zu können. Phil nennt mich einen Freak, was ich bequemerweise als Kompliment auffasse. Für mein Verständnis ist ein Freak – genauer, ein Musikfreak – jemand, der einfach gut zuhören kann, und wenn er selber spielt, dann legt er sein Instrument nur widerwillig aus den Händen. Allerdings hält Phil sich auch für einen Freak, und da bin ich nicht ganz einverstanden, obwohl ich ihm meine Bedenken verschwiegen habe. Phil ist ein exzellenter Rapper, und ein toller Tänzer dazu, aber wenn er über Musik redet, habe ich manchmal das Gefühl, daß er einfach ein Sammler ist. Wenn mein Vater am Sonntag Bach hörte, dann nannte er sich manchmal einen Musikliebhaber. Ich habe mir bis vor kurzem noch nicht den Kopf darüber zerbrochen, was ich bin. Und was nicht.

Mit Platten – und mit Musik ganz allgemein – geht's mir wie mit diesen *Magic Eye* 3D-Bildern. Zuerst ist da nur ein unzusammenhängender

Wust von Farben, oder eine Serie von nur zweidimensionalen Bildern. Aber wenn man das Ding lange genug anschaut – oder eben *fixiert* – passiert plötzlich etwas damit... Man sieht der Sache auf den Grund, genauso wie man in einem Aquarium auf den Grund sieht. Und darum geht's ja letzten Endes, denn der Grund, die *raison d'être* (wie Leonora gesagt hätte) ist ja, daß man die Sache durchschaut, im wahrsten Sinn des Wortes, und nicht nur oberflächlich betrachtet.

Leonora hatte mir mal eine in Frankreich erstandene Ausgabe von *Magic Eye* gezeigt, die hieß *L'Oeil Obscène*, und da gab's nur die ärgsten Schweinereien drin. Statt einem harmlosen Bataillon von Freiheitsstatuen mit symmetrischen Farbklecksen dazwischen sah man auf einmal eine Frau, die etwas weit weniger Harmloses als eine Fackel in der Hand hielt. Manchmal bestand sogar ein witziger Bezug zwischem manifestem 2D-Bild und latentem 3D-Bild (Leonoras Worte): statt Charly Brown, Lucy und Snoopy sah man auf einmal eine deftige Szene zwischen einem Mann, einer Frau und einem Schäferhund. Mir kam's mit der Zeit so vor, als würde Leonora jedes ihrer Bücher auf diese Art lesen. Bei jedem noch so harmlosen Klassikschinken, von dem ich in der Schule gehört hatte, kamen am Ende Sachen wie *Inzest* und *Vatermord* raus. Egal.

Wie gesagt, Musik hören (und spielen) ist für mich wie *Magic Eye*. Phil begnügt sich damit, die Vocals rauszuhören und mitzusingen. Ich muß die Nummer vor mir haben wie ein Aquarium, in dem alle Parts rumschwimmen. In das ich reintauchen kann, um ein Maximum an *Kick* rauszufischen. Und aus demselben Grund fahre ich auf den simplen Mittelteil von *Machine Gun* genauso ab wie auf Bartoks *Divertimento für Streicher*. Deswegen fetzt Richard Strauss genauso wie Lewis Taylor. Groovt Mendelssohn wie Led Zeppelin. B.B. King wie Strawinsky. Wegen dem Bass.

»Und was ist mit der Horn Section?« Phil schaut mir gerade über die Schulter und ist mit dem, was ich schreibe, nicht ganz einverstanden. »Was machst du mit den Horns, Mann? Howlin' Wolf hat Horns, Strawinsky hat Horns. Und bei Howlin' Wolf hat Brian Jones Bass gespielt, der ist nur deswegen eine Legende geworden, weil er mal im Suff in einen Swimmingpool gestolpert ist. Sicher nicht, weil er mit Marcus Miller um die Wette geslappt hat.«

Ich sage Phil, daß ich darüber nachdenken werde, was ich ernst meine. Er faßt es aber als Grobheit auf und schaut beleidigt in seinen Traubensaft. Während ich überlege, lasse ich ihn schmolzen. Ich merke, daß er mit dem, was ich ihm erzählen würde, wahrscheinlich überhaupt

nichts anfangen könnte. Er würde mich ebenso für einen Verrückten halten.

Kapitel drei

I have not art to reckon my groans.

Hamlet – Shakespeare

Ein schwüler Sommernachmittag, vor vielen Jahren, auf einer Anhöhe, von der man mein Heimatdorf überblickt. Am Horizont verschwimmen die Konturen der fernen Baumsilhouetten, der Waldlichtungen und der vereinzelter Häuser im diesig blaugrauen Himmel. Ich liege im knöchelhohen Gras und spüre ein seltsames, aber angenehm warmes Gefühl, das sich in meinem Bauch ausbreitet. Seit dem späten Vormittag liege ich hier und schaue auf das Dorf runter. In meinem Kopf wiederholt sich seit Stunden dieselbe Geschichte mit meiner Lehrerin, Fräulein Dvorak, in die ich mich verliebt habe – das heißt, ich denke den ganzen Tag an sie, und ich möchte sie heiraten. In meiner Vorstellung trägt sie ihre dunkelblaue Schuluniform mit dem weißen Spitzenkragen, ihre weißen Riemenschuhe und schwarze Strümpfe, die im Sonnenlicht schimmern. Sie taucht hinter mir auf der Lichtung auf, neben der grün-weißen Wanderwegmarkierung. Sie hat mich gesehen und kommt näher. Erst als sie neben mir steht, begrüßt sie mich mit ihrer sanften Stimme und setzt sich neben mich ins Gras. Eine Zeitlang schauen wir beide schweigend wortlos auf die Hausdächer unten im Tal. Sie schlägt mir ein Spiel vor. Ein Spiel, das wir nur zu zweit spielen können. Sie zieht einen Revolver aus der Tasche, eine von diesen sehr realitätsgetreuen Imitationen, und erklärt mir die Regeln. Wir stellen uns einige Meter voneinander entfernt auf, und jeder darf abwechselnd schießen. Der andere muß dann wie in einem Western möglichst echt tot umfallen. Ich darf anfangen. Ich ziele auf das silberne Kreuz, das sie um den Hals trägt, und drücke ab. Es gibt einen lauten Knall – sie hat sich die Mühe gemacht, extra Platzpatronen zu kaufen und den Revolver damit zu laden. Sie schließt die Augen und greift sich an die Brust.

Es gefällt mir, daß ihre Bewegungen so einfach sind, daß sie nicht theatralisch übertreibt wie meine gleichaltrigen Spielkameraden. Sie fällt langsam auf die Knie und kippt dann seitlich ins Gras, ohne ihren Fall abzufangen. Als sie reglos liegenbleibt, gehe ich zu ihr hin. Ihr Kleid ist beim Fallen etwas hochgerutscht, und ich schaue lange auf

ihre schwarzglänzenden Beine, auf die Wölbungen ihres schlanken Körpers, ihre halbgeöffneten Lippen. Schließlich schlägt sie die Augen auf und bedenkt mich mit einem herzlichen Lächeln. Ich reiche ihr den Revolver, aber sie gibt ihn mir wieder zurück und sagt nur: »Schieß du lieber. Ich möchte gern ein paarmal hintereinander sterben.« Sie streift die Falten in ihrem Kleid glatt und klaubt ein paar Grashalme raus. Ich gehe wieder zu meinem Platz zurück, und wir fangen von vorne an.

In meinem Kopf spielen wir dieses Spiel schon viele Stunden lang, und das warme Gefühl in meinem Bauch ist jetzt so stark, daß es fast schon unangenehm ist. Eigentlich sollte ich längst schon zu Hause sein und meine Schulaufgaben machen, aber das Spiel läuft in meinem Kopf von selber weiter, wie eine hängengebliebene Schallplatte auf der Stereoanlage meines Vaters.

Irgendwo weit oben fliegt eine schwere Propellermaschine über den Nachmittag und füllt den Himmel mit einem schweren Dröhnen, wie der gurgelnde Bass der Kirchenorgel am Ende der Sonntagsmesse, wenn nur ein einziger tiefer Ton zu hören ist. Dieses Dröhnen ist aber viel gewaltiger, es läßt die Anhöhe und das Dorf und den ganzen Horizont – und auch mich selbst – zusammenschrumpfen zu einem kleinen Fleck auf einer riesigen Scheibe mit Feldern und Dörfern und Städten und Meeren und Gebirgsketten – alles nur mehr zusammengehalten durch diesen einen dumpfen Ton. Jetzt denke ich nicht mehr an meine Lehrerin – ich kneife die Augen etwas zusammen und ahne den dunklen Zusammenhang zwischen all den Dingen, über denen dieser anhaltende tiefe Ton weiterdröhnt. Die Dächer der Häuser, der winzige Wetterhahn auf dem Dach der Feuerwehr, der staubige Fußballplatz – alles hat auf einmal eine besondere Farbe, und ich kann diese Farbe *hören*! Dieses völlig neue, zugleich beklemmende und erregende Gefühl hat die Zeit angehalten – nicht, daß sie mir bis jetzt in ihrem unaufhaltsamen Lauf besonders bewußt gewesen wäre, aber nun läuft sie einfach überhaupt nicht mehr weiter. Die Welt steht still. Sie hält den Atem an, und ich tauche in sie hinein – nun wundere ich mich, daß mir die Luft noch immer nicht ausgeht, und deswegen tauche ich tiefer, immer tiefer, ohne mir Gedanken zu machen, wie ich wieder an die Oberfläche gelangen werde.

Allmählich jedoch gerät das Flugzeug außer Hörweite. Der seltsame Schauer, der mich übermannt hat, verdünnt sich wie eine Seifenblase kurz vor dem Zerplatzen, wird mir fremd und unverständlich. Er verschwindet schließlich am Horizont, verschwimmt in den diesigen blauen Wälderumrissen und hinterläßt nur seinen aufregenden und bitteren Nachgeschmack.

In all meinen Tagträumen bis dahin befand ich mich mit meiner Lehrerin an menschenleeren Orten, die meisten spielten sich überhaupt im heißen Sand der Wüste ab. In meinem Schulatlas war ein Foto der Wüste Gobi, das ich oft stundenlang betrachtete. Dort taten wir nichts anderes, als die verschiedensten Todesarten zu simulieren, viele Tode zu sterben. Die hoffnungsfrohe Trostlosigkeit meiner Phantasien mochte ich schon damals, und dieser dumpfe Propellerbass war plötzlich zum Grundton meines Lebensgefühls geworden. Mit einem Schlag hatte mein Leben eine Aufgabe. Keine von denen, die uns Fräulein Dvorak stellte, wo wir mit Äpfeln und Birnen rechnen mußten, oder ausgedachte Züge vor einer Kollision bewahren. Bei mir stießen sie meistens zusammen oder fuhren gar nicht erst ab. Nein, eine wirkliche Aufgabe, die sich mir wie von selbst stellte. Ich wollte dieses Gefühl nicht nur auskosten, wenn es sich zufällig mal ergab, ich wollte auch fähig sein können, es hervorzurufen. Ich wollte selbst ein so mächtiges Dröhnen erzeugen, das die Welt für mich – und auch für Fräulein Dvorak – aus den Angeln hebt, auf ein neues Fundament setzt.

Ehrgeiz und Mutlosigkeit kannte ich in meinem Alter noch nicht. Studieren und Probieren waren damals noch ein und dieselbe Sache für mich. Im Jahr davor war ich es nicht müde geworden, unförmige Hubschraubermodelle aus Holz und Alteisen doch irgendwie zum Fliegen bringen zu wollen, auch wenn sie alle unweigerlich einen Stock tiefer am Boden zerschellten. Mein erster Bass (obwohl ich ihn damals nicht so nannte) war eine leere Zigarrenkiste, über die ich fünf verschieden dicke Gummiringe spannte. Ich verbrachte endlose Stunden in der Küche meiner Großmutter (meine Eltern tolerierten nur pädagogisch wertvolles Spielzeug) und erforschte unermüdlich, neben einer Tasse erkaltender Schokolade, sämtliche Möglichkeiten meiner Gummiringpentatonik. Dieses Primitivinstrument genügte meinen Ansprüchen, bis meinen Eltern eines Tages der Kragen platzte. Die Kiste wanderte in den Müll. Meine Großmutter wurde angewiesen, ähnlich nutzlose Zerstreungen nicht mehr zu tolerieren.

Etwa zur gleichen Zeit – der Zusammenhang kam mir erst Jahre später in den Sinn – entwickelte ich einen nervösen Tick. Ich mußte in regelmäßigen Abständen »*hummm*« sagen. Als ob ein kleines Männchen in meinem Kopf sich ausdrücken wollte. Dieses »*hummm*« war absolut nicht kleinzukriegen. Manchmal tauchte es sogar mitten in einem Satz auf, wenn ich – »*hummm*« – redete, so etwa. Meine Eltern brachte das »*hummm*« an den Rand der Verzweiflung. Sie probierten alles, von Anschreien bis gut Zureden, es half nichts. Es wurde immer ärger. Mich störte es nur insofern, als sich in der Schule alle über mich lustig machten. Schließlich landete ich in der Kinderpsychiatrie.

Die Kinderärztin – eine schöne Frau mit langen Beinen, die einen weißen Kittel trug – ließ mich zuerst mit einer Handvoll Holzbausteinen eine gegebene Anzahl von geometrischen Grundformen nachbilden. Dann legte sie mir ein merkwürdiges Bilderbuch auf den Tisch, und ich mußte erklären, was ich in einer Serie von symmetrischen Tintenpatzern sah. Eigentlich sah ich in jedem Bild die Beine von Fräulein Dvorak, aber das wollte ich ihr nicht sagen, und so sagte ich halt »Propellerflugzeug« oder »Revolver mit einer Zigarrenkiste«. Das schien sie nun recht merkwürdig zu finden, und sie fragte mich, wie ich denn auf »Zigarrenkiste« gekommen sei. Sie fragte natürlich auch nach »Propellerflugzeug« und »Revolver«, aber da schwieg ich beharrlich. Ich erzählte ihr also die traurige Geschichte von meiner Kiste, und weil sie mir so nett zuhörte (so hatte mir noch kein Erwachsener zugehört, nicht mal Fräulein Dvorak, die doch sonst ziemlich nett zu mir war), erzählte ich ihr dann doch, daß ich eigentlich ein Propellerflugzeug sein wollte, aber nicht wegen dem Fliegen, das interessierte mich nicht, sondern nur wegen dem Brummen, und deswegen hatte ich mir auch die Kiste gebastelt. Sie schaute mich lange an (sie war wirklich der erste Erwachsene, der nett sein konnte, ohne ein Wort zu sagen), und dann machte sie sich Notizen in einer Mappe.

Ich habe nie erfahren, was anschließend zwischen der Ärztin und meinen Eltern vorgefallen war. Sie wurden in ihre Ordination gerufen, ein Mittelding aus Büro und Krabbelstube, und nachher waren sie einfach *anders*. Sie kamen sichtlich eingeschüchtert von dem Termin zurück, und seit dem Tag haben sie mich auch nie mehr angeschrien. Einige Zeitlang behandelten sie mich wie ein todkrankes Schoßhündchen, das man in den paar Tagen, das es zu leben hat, besonders verwöhnt. Die wichtigste Veränderung für mein Leben erfolgte aber noch am selben Tag.

Kapitel vier

*Wenn das Gewölbe widerhallt,
Fühlt man erst recht des Basses Grundgewalt.*

Faust I – Goethe

Meine Eltern fuhren mit mir in die Stadt, und wir gingen in ein riesiges Geschäft mit allen möglichen Musikinstrumenten. Allerdings war es keine von diesen Musikalienhandlungen, wo ein paar müde Cellos in halbgeöffneten Koffern verstauben, und wo man das Klavier »nur mit Erlaubnis des Bedienpersonals« berühren darf. Der Zufall und die mangelnde Sachkenntnis meiner Eltern führten dazu, daß wir im *ROCK PLANET* landeten. Ich erinnere mich, daß mir schon damals auffiel: *dieser Laden ist nichts für Leute wie meine Eltern und mich.*

Der langhaarige Verkäufer lehnte am Ladentisch und beachtete uns zunächst überhaupt nicht. Er trug ein schwarzes T-Shirt mit hellgrünen gotischen Lettern drauf. Ich spürte, daß es meinen Eltern unangenehm war, jetzt einfach wieder kehrt zu machen und ein seriöser wirkendes Geschäft zu suchen. Also gingen sie an den ganzen auffallend bunten Instrumenten vorbei und stellten sich vor dem Verkäufer auf.

»Grüß Gott.«

Der Mann blickte von seiner Zeitschrift auf. Meine Wangen wurden heiß, als ich bemerkte, daß es ein Magazin mit Fotos von nackten Frauen war.

»Tag.«

»Wir... äh... suchen ein Musikinstrument. Für unseren Sohn.« Mein Vater hielt seine Hand auf meiner Schulter, und ich starrte auf meine Schuhe, damit ich nicht in Versuchung geriet, auf das Magazin mit den nackten Frauen zu schauen, das aufgeschlagen am Tisch lag. Der Verkäufer bedachte meine Eltern und mich mit einem flüchtigen Blick. Dann widmete er sich wieder seiner Lektüre.

»Maultrommel, Maracas, Orgel, Blockflöte, Ukulele?«

»Die... also... die Therapeutin hat gemeint, das soll er sich selbst aussuchen.«

Er klappte das Heft zu und schaute meine Eltern mit vollkommen ausdrucksloser Miene an. Nach einer halben Ewigkeit schaute er wieder zu mir runter, und ich weiß nicht, ob er nur in meiner Einbildung gelächelt hat.

»Na, Burschi, was machen wir aus dir? Wärs du lieber Jimi Hendrix oder James Jamerson? Oder was anderes? Vielleicht Mitch Mitchell?« Jetzt lachte er wirklich. Ich wußte nicht, was er so lustig fand. Er machte eine ausholende Bewegung und zeigte auf alle Instrumente in seinem Laden. »Bitte sehr. Du darfst's dir ja aussuchen.«

In Spielzeuggeschäften hatte ich einen unfehlbaren Instinkt. Die Regale konnten bis zur Decke mit den verschiedensten Spielen vollgestopft sein, mein Gehirn brauchte höchstens ein paar Millisekunden, um alle dargebotenen Informationen zu filtern, bis ich an Fingerfarben und Barbiepuppen vorbeistiefelte und aus dem letzten Regal den Karton mit *Fang die Maus* hervorzog. Genauso erging es mir jetzt. Da hing dieses *Ding* an der Wand, das aussah wie eine zu groß geratene Gitarre, mit vier unheimlich dicken Stahldrähten, die drübergespannt waren. Ich strich mit den Fingern drüber, die Drähte gaben einen fast unhörbaren Brumnton von sich, um vieles tiefer als die Gummiringe meiner Zigarrenkiste – fast wie das Propellerflugzeug, das von Zeit zu Zeit über unser Dorf flog. Da es immer das gleiche Dröhnen war, begriff ich erst viel später, daß es in Wirklichkeit viele verschiedene Flugzeuge waren.

»Wart mal, ich geb' dir gleich Saft.« Der Verkäufer entrollte ein Kabel und steckte ein Ende in den massiven Holzkörper. Am Ende des langen Bretts, an dem die Drähte befestigt waren, stand *Fender Precision Bass*. Das andere Ende des Kabels steckte er in eine riesige Kiste, die fast so groß war wie mein Kleiderschrank. Er betätigte einen fetten Kippschalter. Ein paar rote Lämpchen leuchteten auf, und der ganze Kasten fing an, leise zu summen. Ich zupfte vorsichtig am dicksten der Stahldrähte, und plötzlich vibrierte alles. Das Schlagzeug vibrierte, die Registrierkasse vibrierte, der Boden, die Glasvitrinen, meine Eltern, und sogar mein Magen vibrierte. Nur der Verkäufer schien nicht zu vibrieren. Er zuckte nicht mal mit der Wimper.

»KANN MAN DAS AUCH ETWAS LEISER SPIELEN?«

Der Verkäufer drehte an einem Knopf und gab mir Zeichen, ich solle nochmal zupfen. Ich schaute fragend meine Eltern an, die sich beide die Ohren zuhielten, mir aber trotzdem zugleich ängstlich und aufmunternd zunickten. Das Brummen war noch immer fast so mächtig wie vorhin, aber jetzt kribbelte es nur mehr leicht in den Füßen. Der Verkäufer nahm den *Fender Precision Bass* von der Wandhalterung, befestigte einen Gurt daran, den er auf die kürzestmögliche Länge einstellte, und

hängte mir den Bass um. Er war so schwer, daß ich mich hinsetzen und ihn auf meinen Oberschenkeln abstützen mußte. Völlig vertieft in die Möglichkeiten, die ich im Moment nur erahnte, blieb ich so sitzen, und nur ab und zu zupfte ich an einer der Saiten, zu fasziniert, um irgendetwas anderes probieren zu wollen. Nach einer Weile nahm mir der Verkäufer den Bass aus der Hand, hängte ihn sich selber um, und – auf einmal ging etwas *Mächtiges* vor sich.

Natürlich hatte ich schon gesehen, wie eine Gitarre gespielt wird. Am Ende des letzten Schuljahres hatte Fräulein Dvorak eine Wandergitarre in die Klasse mitgenommen. Wir grölten vergnügt *Herrliche Berge, sonnige Höhen*, während sie felsenfest über die Saiten schrummte und ab und zu den Griff wechselte. Unser Gesang übertönte die Gitarre immer mehr und mehr, bis sie uns gerade noch daran hinderte, aus dem Rhythmus zu kommen. Hier aber *passierte etwas*. Ich stand mit offenem Mund da und schaute nur, ganz Ohr. Die Finger der rechten Hand schrubbten nicht stur über die Saiten, sondern zupften sie mit einer Genauigkeit, die ich noch nie gesehen hatte, während die linke Hand sie über das ganze Griffbrett niederdrückte – Fräulein Dvorak schien immer nur das untere Ende des Griffbretts zu benutzen. Wir hatten zwar in der Schule eine Musikklasse, in die mich keine zehn Pferde reinbrachten. Da zeigte die gefürchtete Frau Zecknitzky einer Handvoll verängstigter Schüler, wie man einen Geigenbogen zwischen Daumen und Zeigefinger hält, oder wie man ein Cello in der korrekten Position abstützt, und beim Vorbeigehen hörte man durch die geschlossene Tür der Klasse, wie dieselben Tonfolgen so lange wiederholt wurden, bis sie saßen. Bis die Schüler dann doch wieder Turnen oder Basteln als Freifach wählten. Aber *das hier* stammte aus einer anderen Welt. Der Verkäufer stampfte mit seinen Füßen auf der Stelle, blies die Wangen auf und spielte etwas, was direkt aus seinem Bauch zu kommen schien. Die Töne, die aus der großen Kiste dröhnten, stammten nicht nur vom Bass, sie *waren* der Verkäufer. In diesem Moment hätte ich meine Seele verkauft – wenn ich damals gewußt hätte, daß das manchmal üblich ist – nur um dieser Verkäufer zu sein. Nach einer Weile hörte er auf zu spielen und hängte den Bass wieder an die Wand. Die Stille war dieselbe wie vorhin. Nur in mir hatte sich etwas verändert.

»Der Jazz Bass klingt vielleicht ein bißchen knackiger, aber ich steh' auf den Precision. Der hat einfach Eier. Der beißt einem richtig in den Arsch.«

Mein Vater blickte ihn hilflos an, dann sah er meine strahlende Vorfreude.

»Gut. Ich glaube, den nehmen wir.«

Der Verkäufer nickte und packte den Bass in einen Koffer.

»Was is' mit'm Amp?«

»Middmemmp?«

»Verstärker. Für'n Bass.« Er zeigte auf die große Kiste.

»Verstärker? Ah so, ja. So etwas haben wir bereits zu Hause.« Der Verkäufer runzelte die linke Stirnhälfte und hob die rechte Augenbraue, sagte aber nichts. Was mein Vater meinte, war der Verstärker seiner neuen Stereoanlage. Dieses technische Mißverständnis kam ihm teuer zu stehen, als er den Bass noch am selben Abend am Mikrofoneingang des Stereoverstärkers anschloß. Es gab ein lautes Knacken, und dann passierte gar nichts mehr. Am nächsten Tag kehrte er in das Musikgeschäft zurück, um einen passenden Verstärker für meinen Bass zu kaufen. In einem anderen Geschäft besorgte er sich zwei neue Stereoboxen.

Der *Fender Precision Bass* war nur einer in einer Serie von Dominosteinen, die in meinem Leben in eine neue Richtung fielen. Es sollte nicht der letzte dieses Tages sein. Leonora hat mir mal erklärt, was der sogenannte Schmetterlingseffekt ist, den man in der Wetterforschung benutzt. Irgendwo im Schwarzwald schlägt ein Schmetterling mal kurz mit den Flügeln, und drei Wochen später gibt's einen Sturm in der Biskaya. Hätte er nicht mit den Flügeln geschlagen, gäb's auch keinen Sturm.

Der Flügelschlag, der diesmal vieles ändern sollte, war die betretene Stille nach dem Zahlen, während meine Eltern auf das Wechselgeld warteten. Ich spürte, daß es ihnen peinlich war, nichts zu sagen. Schließlich beschloß meine Mutter, das Schweigen zu brechen.

»Können Sie uns irgendeine Musikschule empfehlen? Oder einen Privatlehrer eventuell?«

Der Verkäufer zeigte auf einen neben die Kassa gehefteten Zettel, der lautete:

*HARVEY RHODES NOW TEACHING
EX-MOTHERS OF INVENTION
ADVANCED BERKLEE TECHNIQUES
PHONE 475-50942*

Wir standen etwas ratlos vor dieser Information für Eingeweihte.

»Harvey is' der Beste. Mein Tip.« Der Verkäufer zwinkerte uns verschwörerisch zu. Er hatte durch seine – zumindest für unsere profanen Ohren – virtuose Einlage einige Glaubwürdigkeit in Sachen

Bass erlangt, und so schrieb mein Vater die Nummer *von diesem Herrn Rhodes* in sein Adreßbuch.

Kapitel fünf

There is no Berklee technique involved here; I just grab it and whack it...

-- Frank Zappa

Karate Kid – und *Karate Kid II* ebenso, nehme ich an – bezeichnete Leonora als *die zeitgenössische Form des amerikanischen Bildungsromans*. Ich erklärte ihr, daß ich nur den Film gesehen hatte, was sie aus unerfindlichen Gründen besonders lustig fand. Ich kann mich zwar nicht mehr daran erinnern, wie wir auf das Thema gekommen sind. Ich merkte, daß sie gern Brücken zwischen ihrer Welt und meiner schlug, und je grotesker und verschrobener diese Brücken ausfielen, desto mehr schien sie daran Spaß zu haben, obwohl ich ihr dann oft nicht mehr folgen konnte. Die Diskussion selbst ist mir aber noch ganz gut im Gedächtnis geblieben.

Der Bildungsroman dreht sich um die Erlangung einer Fertigkeit. Zum Beispiel: Wie wird aus einem Typen, der nicht schreiben kann, ein Typ der schreiben kann? Das war die Story von einem gewissen Marcel Proust, den Leonora in einer zehnbändigen Ausgabe auf ihrer Toilette hatte. Ich hätte gern gewußt, wie man über einen Typen, der Lesen und Schreiben lernt, viereinhalbtausend Seiten schreiben kann, aber sie besaß leider nur eine französische Originalversion. Und im vorher erwähnten Fall: Wie wird aus einem durchschnittlichen pickelgesichtigen College-Jungen ein Karate-Killer, der selbst fernöstlichen Großmeistern mit einem coolen *Mawashi-Geri* den Unterkiefer ausrenkt? Antwort: Er muß seinen Meister finden. Damit aber nicht genug. Je mehr ihn sein Meister schindet, und je weniger augenscheinlichen Zusammenhang die an ihn gestellten Aufgaben mit der zu erlernenden Kunst haben, desto weniger darf er protestieren. Wie Grünschnabel in Kung Fu. »Meister, ich hab' jetzt sechs Wochen mit Gartenarbeit verbracht, wann lerne ich endlich kämpfen?« Antwort des Meisters: »Schleifen Boden.«

In Harvey Rhodes hatte ich meinen Meister gefunden. Ob Zufall oder Schicksalsfügung, ich hätte es mit ihm nicht besser treffen können. Wenn Frau Zecknitzkys Musikklasse den Grundwehrdienst für B-taugliche Brillenträger darstellte, dann war er die Fremdenlegion. Er

spielte wie ein Gott und schindete mich wie einen Esel. Und eigentlich hieß er gar nicht Harvey Rhodes.

Sein richtiger Name war Hravad Rodzjekowacelski. Er hatte am Warschauer Konservatorium Klavier und Baß gelernt und im Anschluß daran einen nicht unbeträchtlichen Teil seines Ersparten einem Westdeutschen angeboten, der ihn in seinen Flüssiggas-Mercedes reinzwängte. Der Wagen fuhr in Wirklichkeit mit Benzin, und statt dem vorgeblichen Treibstoff beinhielt der voluminöse Kofferraum den stark komprimierten Hravad. Auf einer westdeutschen Autobahnraststätte streckte er seine verkraampften Glieder gründlich durch und beschloß, von nun an Harvey Rhodes zu heißen. Er emigrierte weiter in die Staaten und entdeckte lange Haare, E-Bässe, *Motown* und Marihuana. In Warschau hatte Hravad dank der Effizienz russischer Störsender ausschließlich Klassik, holprig importierten Studentenjazz und allemal polnische Zigeunermusik gehört. *Love Me Do* vernahm sich in seinem Radio nur als konstantes Rauschen mit überlagerter Sägezahnmodulation. Frisch in Detroit angelangt, ging Harvey zur Feier seiner neuen Existenz in das erstbeste Konzert, das sich ihm anbot. Sein Englisch war mehr als dürftig, und deswegen verstand er auch nicht gleich, warum ihn die stiernackigen schwarzen Türsteher nicht in die *Women-only*-Vorstellung von einem gewissen James Brown reinlassen wollten – bis sie ihm die näheren Beweggründe ihrer Verweigerung schließlich doch auf unsanfte Weise nahelegten. Unbeirrt durch diesen Zwischenfall, wollte er sich die gute Laune wegen ein paar läppischer Verständigungsschwierigkeiten nicht verderben lassen, und so entschädigte er sich mit einer gewissen Diana Ross. *Supremes* war aller Wahrscheinlichkeit nach der Familienname der miteinander verwandten Musiker. Er sah James Jamerson am Bass, und es verschlug ihm nicht nur sein dürftiges Englisch, sondern gleich sein gesamtes Polnisch dazu. Am nächsten Tag fand Harvey einen Musikladen, der ihm einen *Fender Jazz Bass* samt tragbarem batteriebetriebenen Verstärker leihen wollte. Er stellte sich an eine belebte Straßenecke im Zentrum und spielte ein virtuoses Potpourri der schönsten Basspartituren von Bach bis Bartok, gewürzt mit einigen Phrasierungen, die er am Vortag bei *Diana Ross & The Supremes* aufgeschnappt hatte. Seine Musik dürfte für die Leute dort ebenso brandneu geklungen haben, denn im Handumdrehen bildete sich ein wahrer Auflauf um ihn. Aus der Menge kam jemand auf ihn zu und sprach ihn an: »*Hey, man, you're a real bad motherfucker!*« Einen Moment lang dachte er, daß ihn die Menge jetzt lynchen würde. Er überlegte krampfhaft, ob Bartok vielleicht Rassist gewesen war. Hatte er was Falsches gespielt? Aber der Mann – ein breitschultriger Farbiger – legte ihm eine offenbar freundliche Hand auf die Schulter und forderte ihn auf, mit ihm mitzukommen. Einige Dutzend Telefonate später saß Hravad Rodzjekowacelski alias Harvey Rhodes im Flugzeug

nach New York, um einem gewissen Frank Zappa vorgestellt zu werden. Dieser Herr Zappa suchte einen Bassisten für seine Gruppe namens *Mothers of Invention*, und nachdem er offenbar auf Virtuosität Wert legte, ließ er eine Horde von ungefähr zweihundert Bassisten um die Wette spielen, um den Besten in seine Gruppe aufzunehmen. Herr Zappa saß allein in der ersten Reihe eines großen Konzertsaals, die Bassisten mußten einer nach dem andern auf die Bühne kommen und eine seiner Kompositionen vom Blatt spielen. Es dauerte nicht lange, denn die meisten spielten gerade mal einen halben Takt, bis Herr Zappa »*Thank you, the next one of these gentlemen, please!*« rief. Harvey kannte diese Stimmung vom Konservatorium her, und im Gegensatz zu den anderen Bassisten, die eine Zigarette nach der anderen rauchten, bis sie an der Reihe waren, war Prüfungsangst für ihn ein vertrautes Gefühl. Er musterte seine nervösen Konkurrenten und überlegte sich, ob das, was die polnische Propaganda über die Ausbeutung des amerikanischen Arbeiters erzählte, vielleicht doch nicht so ganz an den Haaren herbeigezogen war. Bevor er diesen Gedanken weiterverfolgen konnte, rief Herr Zappa seinen Namen. Harvey ging auf die Bühne, wo ein einsames Notenpult mit einer aufgeschlagenen Partitur stand. Er schnallte sich den Bass um, den ihm einer seiner Konkurrenten freundlicherweise geliehen hatte, und betrachtete das Blatt. Offenbar handelte es sich um eine zeitgenössische Komposition. Ein schräg synkopiertes Bass-Solo im Dreizehn-Achtel-Takt, mit schwindelerregenden Intervallsprüngen und zahlreichen halbsbrecherischen Mehrklängen. Er zählte bis dreizehn, und zwei Minuten später nannte ihn Herr Zappa ebenfalls einen »*bad motherfucker*«. Harvey lächelte betreten und verstand, daß das die landesübliche Lobesrede war.

In den folgenden Jahren legte er den Bass höchstens mal aus der Hand, um zwischen einer Probe und einem Gig ein bis zwei Stunden zu schlafen. Mit Frauen hatte er in den Staaten nichts zu schaffen, und deswegen übte er oft auch spätnachts bis in die frühen Morgenstunden. Er war in Polen mit Irina verlobt, einer knackigen jungen Eiskunstläuferin, die ihm versprochen hatte, so bald wie möglich nachzukommen. Harvey schrieb ihr täglich, obwohl er wußte, daß seine Briefe aller Wahrscheinlichkeit nach von der Zensur abgefangen würden. Trotz der Hörschen und BH's, die ihm manchmal auf der Bühne entgegensegelten, hielt er Irina eisern die Treue. Während eines Konzertes der *Mothers* schwenkte eine junge Frau im Publikum sogar mal ein handgeschriebenes Schild mit der Aufschrift »*FUCK ME, HARVEY!*«. Drei Jahre nach seiner Flucht erfuhr er, daß Irina längst mit einem knackigen jungen Eiskunstläufer verheiratet war. Er stieg von Marihuana auf Heroin um, verschlief im Drogenrausch ein paar Gigs und flog bei den *Mothers* raus. Er siechte einige Zeit dahin, und als ein

Arzt ihm mitteilte, daß er höchstens noch drei Monate zu leben habe, wenn er so weitermache, beschloß er, nach Europa zurückzukehren.

In Polen konnte er sich schwerlich wieder blicken lassen. Nach einigem ziellosen Herumreisen siedelte er sich in unserem Nachbardorf an, das für ihn bereits genügend nach Osteuropa roch. Das Geld, das er bei den *Mothers* verdient hatte, war noch nicht zur Gänze zu Heroin verpulvert, und so kaufte er sich um ein Butterbrot einen runtergekommenen Bauernhof am Dorfrand, den er als Drogentherapie im Alleingang völlig neu herrichtete. Er riß brüchige Mauern nieder, bearbeitete morsches Gebälk mit der Säge, schleppte mit einem Traktor neue Balken heran und restaurierte den rustikalen Möbelbestand in mühevoller Kleinarbeit. Als er fertig war, ging er zum Dorffrisör, um sich selbst auch etwas aufzumöbeln. Seitdem züchtet er Hühner. Ab und zu spielt er mit drittklassigen Dorfbands auf Hochzeiten, um seinen Kühlschrank zu füllen. Wenn er mal einen schlechten Tag hat, hört er polnische Zigeunermusik.

Meine Eltern riefen ihn an und vereinbarten mit ihm, daß ich zweimal pro Woche Unterricht bekommen solle. Für den Bass mußten wir noch eine Lösung finden, nachdem ich ihn unmöglich vier Kilometer weit ins Nachbardorf schleppen konnte. Schließlich fand meine Großmutter auf ihrem Dachboden einen alten Einkaufscaddy, der noch nicht zur Gänze durchgerostet war. Ich stattete ihn mit einem zweiten Rad und einem Riemen für den Basskoffer aus.

Als ich Harvey zum ersten Mal sah (ich nannte ihn nur ein einziges Mal »Herr Rhodes«), flößte er mir gleichzeitig ängstlichen Respekt und grenzenlose Sympathie ein. Ich ging durchs offene Gartentor und schlurfte vorbei an gackernden Hühnern und einem Traktor, der schon lange ausgedient hatte und offenbar kurz davor war, Wurzeln zu schlagen. Aus dem Hausinneren drang laute Musik – eine aufregende, basslastige Musik in der Art, wie sie der Verkäufer im *ROCK PLANET* gespielt hatte. Ich schob die verwitterte grüne Tür ein Stück auf, und da saß Harvey in Hemdsärmeln, den Bass umgeschnallt, und spielte zu einer Schallplatte. Ich war zu beeindruckt, um ihn zu fragen, was für eine Musik das war. Jahre später, als ich *Led Zeppelin II* hörte, erkannte ich sofort den stark synkoptierten Mittelteil von *The Lemon Song* wieder, wo John Paul Jones klingt wie eine fette Ente, die träg um einen Teich herumspaziert. Die Stereoanlage war gleich neben dem uralten Bauernherd aufgebaut – die Küche fungierte offenbar gleichzeitig als Proberaum. Daneben türmten sich zwei bunte Bauernmöbel, die mit Hunderten, wenn nicht gar Tausenden von Schallplatten vollgepfropft

waren. Die Bässe der Stereoanlage waren zurückgedreht, der Bass kam vom anderen Ende des Raumes aus einem riesigen Verstärker, der genau wie das Plattenregal mit bunten Blumenmustern bemalt war. Harvey saß bei dem massiven Küchentisch und fixierte gedankenverloren einen einsamen Gewürzkorb. Er bemerkte mich nicht. Er spielte.

Ich blieb zwischen Tür und Angel stehen, und es dauerte nicht lange, bis auch ich von der Musik wie hypnotisiert war. Eigentlich flossen die Noten genauso virtuos wie die Bach-Fugen, die mein Vater am Sonntag hörte, und die mich noch mehr bedrückten als die alte Drehorgelspielerin am Kirtag. Doch war das hier kein monoton dahinleiernder Notenfluß – Harveys Bass schien zu *sprechen*, er erzählte eine richtige Geschichte. Natürlich hatten auch die Bach-Fugen meines Vaters ihre eigene Sprache, doch nahmen sie sich höchstens wie die Sonntagspredigt des Dorfpfarrers aus, bei der alle ein andächtiges Gesicht machen, aber keiner wirklichinhört. Harveys Musik verfolgte ich dagegen mit derselben gespannten Aufmerksamkeit wie das Märchen der Prinzessin von der Erbse, das mir meine Großmutter zu ihrer Verzweiflung schon an die fünfhundertmal erzählt hatte, ohne daß ich davon genug bekommen konnte. Die Musik wurde schneller, dann immer leiser, bis schließlich nur mehr Harveys einsamer Bass in der Küche dröhnte. Er hörte auf zu spielen und starrte weiter auf den Gewürzkorb, während eine langsame Akustikgitarre die nächste Nummer ankündigte. Nun hatte ich eine ungefähre Ahnung davon, was die Älteren in der Schule mit »cool« bezeichneten. Eine Welt mit Bassgitarren und Bauernmöbeln, in der langbeinige Lehrerinnen mit einem Cowboy und Indianer spielen.

»Herr Rhodes?« zirpte ich.

Er drehte den Kopf und sah durch mich durch, als wäre ich ein etwas zu groß geratener Gewürzkorb. Er zog den Stecker aus dem Bass, den er aber umgehängt ließ, kam zu mir rüber und streckte mir eine freundliche Hand entgegen.

»Harvey. Nicht *Herr Rhodes*. Und du bist Benjamin? Oder Benny?«

»Was Ihnen lieber ist, Herr Harvey.«

Obwohl er doppelt so groß und wahrscheinlich dreimal so alt war wie ich, behandelte er mich wie einen Gleichaltrigen. Ich hatte den umgekehrten Eindruck, einen großen Spielkameraden vor mir zu haben.

Schon nach der ersten Stunde hatte ich viel dazugelernt. Harvey war der erste Erwachsene außer meinen Verwandten, zu dem ich *du* sagte. Er kochte mir eine heiße Schokolade, ließ mich von seinem Bier und

seinen Zigaretten kosten, und anschließend hielt er mir einen langen Vortrag über Bassspielen. Da erinnerte er mich zunächst an unseren Dorfpfarrer, aber ich nahm seine Worte mit derselben Andacht auf wie am Sonntag die Hostie bei der Kommunion. Für mich stand sowieso bereits fest, daß ich ein zweiter Harvey werden wollte. Der Verkäufer vom *ROCK PLANET* war längst vergessen. Er warnte mich, daß es zunächst einmal Arbeit sein würde, ein Haufen schweißtreibender und oft stumpfsinniger Arbeit. Der Mensch bestand aus Hirn und Ohren und Muskelfasern und empfindlichen Fingerkuppen ohne Hornhaut. Der Bass war nichts als ein Stück Holz mit vier dicken Stahlsaiten darauf. Die ganze Arbeit bestand nun darin, diesen Fremdkörper in ein neues Gliedmaß zu verwandeln. Reflexe zu bilden und Körperreaktionen zu korrigieren. Erst dann könnte der Spaß beginnen. Predigten dieser Art hatte ich schon oft genug von meinen Eltern gehört, nicht in bezug auf Bassspielen, sondern auf Leben ganz allgemein. Nur hatten sie das mit dem Spaß am Ende weggelassen, weswegen ich meine Skepsis ihnen gegenüber nie ganz loswerden konnte. Harvey glaubte ich jedes Wort.

Er sollte Recht behalten, es war kein Spaß. Es war wie in *Karate Kid*. Da hat der Junge endlich seinen Meister gefunden, der ihm verspricht, ihn in die Geheimnisse asiatischer Kampftechnik einzuweihen, und womit verbringt er die folgenden Tage, Wochen und Monate? Gartenarbeit und Bodenschleifen. Jedesmal, wenn ihm der Geduldsfaden reißt und er seinen Meister löchert, wann denn endlich das richtige Karate drankäme, wann er denn endlich zuschlagen könne, folgt unweigerlich dieselbe unbeirrbar Antwort »*Schleifen Boden*«. Wobei der Meister anklagend auf alle noch ungeschliffenen Parkettbretter seines japanischen Gartenhäuschens zeigt. *Zurück zum Start*.

Wenn ich knapp daran war, den Mut zu verlieren, träumte ich einfach von meiner Lehrerin. Sie saß vor mir und hörte mir beim Spielen zu, und ich war Harvey. Sie hatte nun auch dieses warme Gefühl im Bauch und das Prickeln am Hals, während meine Finger über den Hals meines Instrumentes glitten. Wenn ich für sie spielte, vielleicht wollte sie dann auch mit mir spielen? Doch im Moment konnte ich Fräulein Dvorak schwerlich beeindruckten, denn Harvey machte mit mir das gleiche wie sie: er ließ mich Kinderlieder singen! Was blieb mir anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen? Ich erinnerte ihn an den Spaß, den er mir versprochen hatte, worauf er jedesmal lachte und ich mich halb resigniert hinter der leisen Hoffnung verschanzte, daß Fräulein Dvorak mich auch noch in einigen Jahren heiraten würde. Also biß ich die Zähne zusammen und sang brav *Do re mi fa sol sol sol sol* zur Melodie von *Fuchs, du hast die Gans gestohlen*.

Als ich den Boden fertig geschliffen hatte... kamen die Wände dran. Diesmal mußte ich *Alle meine Entlein* und den ganzen Kinderkram nicht nur singen, sondern auch spielen, und zwar in allen möglichen Saiten- und Lagenkombinationen. Sowie ich es in einem greifbaren Fingersatz halbwegs hinbekommen hatte – für meine Kinderhände fühlten sich die Saiten wie Seilbahndrähte an – wollte Harvey mehr. Auf einer Saite mit einem Finger. Auf zwei Saiten mit zwei Fingern. Auf der D-Saite mit Ring- und kleinem Finger. Zwischen zehntem und vierzehntem Bund. Mit sovielen Leersaiten wie möglich. Nach Fis-Dur transponiert. Undsoweiter. Er nannte das *Vermeidung beschränkender Automatismen* oder so ähnlich. Am Ende der Stunde packte ich schweißnaß und völlig belämmert mein Instrument zusammen und machte mich auf den Heimweg. *Alle meine Entlein* dröhnte mir in den Ohren, meine Finger schmerzten. Um nicht den Mut zu verlieren, dachte in an Fräulein Dvorak und kam mir vor wie Prinz Eisenherz, der die Gunst der schönen Ilene erringen will und deswegen in fernen Ländern einigen tausend Barbaren den Schädel einschlägt, bevor er wieder daran denkt, ihr unter die Augen zu treten. Das traurige Ende der Geschichte verwandelte ich natürlich in ein Happy-End.

Das erste Jahr mit Harvey ging quälend langsam vorüber. Es war wie ein Schuljahr, eine endlose Aneinanderreihung von Sekunden der Überforderung und Minuten der Mutlosigkeit. Doch auch ein Schuljahr war irgendwann einmal ohne bestimmten Grund zu Ende. Ich hatte dutzende Badewannen mit mathematischen Hektolitern zum Überlaufen gebracht, hunderte unregelmäßige Verben in mein Hirn gepreßt und ganze Skiurlaube in die Vergangenheit gesetzt, und nun war es plötzlich Juli. Die sorgfältig mit Tinte angefüllten Hefte wanderten zwei Regalstufen tiefer, um dort mit den Heften des Vorjahrs Staub anzusetzen. Neue Hefte wurden erst im September angeschafft. Prinz Eisenherz hatte seine schweren Prüfungen bestanden und konnte nun wieder daran denken, Ilene unter die Augen zu treten. Ich bestand meine Prüfungen, damit Fräulein Dvorak stolz auf mich sein konnte – auch wenn sie mir die Konzentration erschwerte, weil sie meistens auf dem Tisch der ersten Reihe saß und ich nichts mehr vom Unterricht mitbekam, weil ich dauernd auf ihre Beine starren mußte. Von meinem Bass wußte sie nichts, und ich wollte ihr auch nicht davon erzählen, denn Eisenherz hatte ja auch Ilene nichts vom Drachen der schottischen Sümpfe erzählt. Das hob ich mir für später auf. Auch mit Harvey sollte die Zeit der Qualen und der Prüfungen zu Ende gehen.

An diesem denkwürdigen heißen Julitag zog er eine Schallplatte aus dem Regal und forderte mich auf, den Bass beiseitezulegen und gut

zuzuhören. Es war eine seiner *Motown*-Platten. *The town*, die Stadt, hatte mir meine Großmutter bereits beigebracht. Während unserer gemeinsamen Spaziergänge sagte sie mir ab und zu Englischvokabeln vor. Ich sollte zwar erst zwei Jahre später Englischunterricht bekommen, aber sie wollte mir jetzt schon einen bescheidenen Startvorsprung sichern. Ich fragte Harvey, ob Motown die Stadt in Amerika sei, wo er Musik gelernt hat.

»Mmmh, kann man schon sagen. Motown ist die beste Musikschule der Welt, Benny. Aber jetzt hör mal genau hin.«

Eine Frau – die sehr stark geschminkte Farbige mit den dicken Ohrringen auf dem Cover – sang mit rauher und leidenschaftlicher Stimme etwas über einen Mann, der nicht da war, sondern offenbar weggegangen war, und sie fragte ihn ein paarmal hintereinander – obwohl er nicht da war – wann er denn wiederkommen würde, und am Ende fragte sie ihn, ob er überhaupt wiederkommen würde. Soweit verstand ich den Text ungefähr. Der Bass spielte dazu eine Reihe von Vierteln und Achteln, immer über denselben Grundakkord, ohne harmonische Wechsel. Nur gegen Ende, nach einer ganzen Pause, sang die Frau etwas lauter, und das Ganze verschob sich einen Halbton höher. Damit ich den Bass besser raushören konnte, hatte Harvey die Höhen ausgeblendet und die Bässe aufgedreht. Nun machte er das Gegenteil und setzte den Tonarm auf den Anfang der Nummer zurück.

»Jetzt du.«

Ein paar Monate zuvor hatte ich einen Burschen aus der Nebenklasse beobachtet, der völlig freihändig die steile Gasse vor der Schule runterradelte. Um die Selbstverständlichkeit seines Kunststücks zu betonen, hielt er ein Paket Spielkarten in der Hand, die er eine nach der anderen begutachtete, während sein Fahrrad von selbst den Kurs hielt. Als ich ihn dann noch ohne Zuhilfenahme der Hände die Kurve vor der Brücke nehmen sah, fraß mich der pure Neid. Ich lief nach Hause, holte mein Fahrrad aus dem Keller und fuhr auf den Parkplatz des Sägewerks, wo mich keiner sehen konnte. Ich trat in die Pedale, bis ich eine brauchbare Mindestgeschwindigkeit erreichte, doch jedesmal, wenn ich mehr als zwei Sekunden losließ, brach das Fahrrad nach links oder nach rechts aus, bis ich panikartig nach der schlingernden Lenkstange griff. Je verbissener ich es versuchte, desto weniger wollte es mir gelingen. Zum ersten Mal stiegen Tränen der Wut und der Enttäuschung in mir auf. Zerknirscht machte ich mich auf den Heimweg, nicht ohne den einen oder anderen wütenden Tritt in das Fahrrad, das nichts dafür konnte.

In der folgenden Nacht träumte ich von stundenlangem freihändigem Fahrradfahren, und es war genauso beseligend wie die Träume, in denen man über ganze Hochgebirgswälder fliegt. In dieser Nacht fuhr ich auf einem Tandem, hinter mir saß meine Lehrerin, wir rollten eine steile Straße mit besonders vielen Kurven hinunter. Sie schrie hinter mir, aber komischerweise machte ich mir im Traum keine Sorgen um sie, ich freute mich richtig über ihre Angstschreie. Es war fast wie in der Achterbahn, wenn man nicht genau weiß, ob die Leute vor Angst oder aus purer Lust kreischen. Währenddessen steuerte ich das Tandem völlig freihändig durch die engen Kurven. Jedesmal, wenn die Lenkstange nach einer Richtung auszubrechen drohte, versetzte ich dem Sattel mit der entgegengesetzten Arschbacke einen winzigen Schubs, und es ging wieder geradeaus weiter. Wenn ich um eine Kurve fahren wollte, tat ich das gleiche, um das Fahrrad etwas aus dem Gleichgewicht zu bringen und es so in die Kurve zu legen. Ich brauchte nur mein Gewicht zu verlagern, das war alles.

Als ich aufwachte, hatte ich seltsamerweise dasselbe warme Gefühl im Bauch wie an dem Tag, an dem das Propellerflugzeug über mich drübergeflogen war. Das konnte ich schnell vergessen, denn in der Sekunde des Aufwachens *wußte* ich, daß ich jetzt freihändig fahren konnte. Ich sprang in meine Kleider, ließ das Frühstück stehen und raste in den Keller, um mein Fahrrad zu schnappen. Meine Eltern riefen mich ins Haus zurück, denn ich hatte meine Schultasche stehenlassen. Ich fuhr bis zur nächsten Straßenecke, dort stellte ich die Tasche auf den Boden, weil sie mich behinderte. Ich stieg wieder auf, trat in die Pedale, holte tief Luft, ließ den Lenker los und... es funktionierte! Nicht ganz so gut wie im Schlaf, denn nach etwa zwanzig Metern mußte ich eine hastige Kurskorrektur vornehmen, um nicht den Gehsteigrand zu streifen. Nach und nach wurden die freihändigen Intervalle immer länger. Ich schulterte meine Tasche und machte einen Riesenumweg zur Schule. An diesem Tag war ich so unaufmerksam wie selten vorher.

Und nun, während Harvey den Tonarm auf den Anfang der Nummer zurücksetzte, wußte ich ebenso, wie ich es anstellen sollte. Obwohl er Platte und Bass sehr laut aufgedreht hatte, nahm ich Schlagzeug, Gitarre, Orgel und Gesang nur wie ein fernes und dennoch klares Licht am Ende eines langen Tunnels wahr – und meine Hände bewegten sich plötzlich wie von selbst. Ohne daß ich nachzudenken brauchte, befanden sich meine Finger zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Ich kam aus dem Staunen nicht heraus, wie gut es zur Schallplatte paßte – hoppla, da war schon die ganze Pause, jetzt einen Halbton höher – und ich spielte weiter, bis die Nummer immer leiser und leiser wurde und

am Ende überhaupt nicht mehr zu hören war. Ich grinste selig. Harvey hatte mich die ganze Zeit nachdenklich beobachtet, jetzt sagte er nur:

»Du hast den *Funk*, Benny.«

Das Wort kannte ich nicht, aber Harveys Betonung war unmißverständlich. Ich glühte vor Stolz, wie Eisenherz nach der Schlacht gegen die Hunnen, als ihm Arthur das Schwert auf die Schulter legte.

Kapitel sechs

*Let those who are in favour with their stars
Of public honour and proud titles boast,
Whilst I, whom fortune of such triumph bars,
Unlooked for joy in that I honour most.*

Sonnet XXV – Shakespeare

»Könnten Sie bitte etwas anderes auflegen? Das Gejaule hält ja keiner aus!«

[Eject]

»...Kids on the Block auf Platz zehn und jetzt auf Platz neun Tanita Tikaram mit...«

[On/Off]

Eine düstere Wolke spannungsgeladenen Schweigens hing zwischen uns. Ich spürte förmlich die haßerfüllten Blicke in meinem Hinterkopf. Ich konzentrierte mich meinerseits auf meine telepathische Zornader, wie in *Teufelskreis Alpha*, doch bevor Sir Edmund der Schädel explodieren würde, gab ich lieber klein bei und durchsuchte das Handschuhfach.

Unter meinen eigenen Cassetten war keine einzige Sir-Edmundtauglich. Was sollte ich mit einem Menschen anfangen, der selbst bei Gladys Knight & The Pips das Gesicht verzog? Für den selbst Aretha Franklin *Zigeunergejaule* darstellte? Der fand, daß seit 1945 sowieso keine richtigen Melodien mehr erfunden worden waren? Meine Frage, was er dann mit Strawinskys 1946 komponiertem *Concerto in Es* machen würde, hatte er als pure Boshaftigkeit gewertet. Nach einigem verzweifelten Herumgraben entschied ich mich für *Meister der Barocken Orgel*, eine tschechische Billigaufnahme, die mir ein freudestrahlender Tankwart für den Ankauf von sechzig Litern Benzin überreicht hatte. Kaum hatte ich die Cassette reingeschoben, als ich schon Sir Edmunds zufriedenes Schnaufen hinter mir hören konnte.

»Na, das ist doch gleich was anderes.«

Was bedrückte mich so sehr an dieser Musik? Die mathematische Trostlosigkeit? Die Schnörkeldrescherei? Die gespreizte Interpretation? Ich sah ihn richtig vor mir, diesen gelackten Jungstar, der mit der Verbissenheit eines Lipizzaners vom Cassettencover auf den der Musik unkundigen Zuhörer herabsah. Widerlich. Da war aber noch etwas anderes, wofür die barocke Orgel selbst auch nichts konnte, die da munter über Berg und Tal blubberte und dröhnte.

Mein Vater hörte diese Musik oft am Sonntag, und sie sollte für mich einer unter manchen pawlowschen Auslösern für schlechtes Gewissen angesichts meiner noch unerledigten Schulaufgaben werden. Meine Eltern hatten am Klo ein kleines Regal mit alten *Reader's Digest*-Ausgaben, die bis in die frühen sechziger Jahre zurückreichten, und da hatte ich nach einer Witzseite einmal einen Artikel über den sogenannten pawlowschen Hund zu lesen begonnen. Nun, ich fing bei Barockmusik nicht zu speicheln an, mir sägte diese Aneinanderreihung von vorhersagbaren Variationen den letzten Nerv ab.

Mit Mühe und Not konzentrierte ich mich auf den Verkehr, was umsoweniger gelingen wollte, als Sir Edmund jetzt beschlossen hatte, die Oberstimme drei Oktaven tiefer mitzugrunzen. Nur klang er dabei überhaupt nicht mehr barock. Er phrasierte dermaßen daneben, daß er eher wie Billy Idol in *Rebel Yell* klang. Mein Unmut brauchte Luft.

»Ist mindestens genauso lustig, wie wenn man Dominosteinen stundenlang beim Umfallen zuschaut. In Zeitlupe. Mit Wiederholungen.« Jetzt war die Zeit reif für eine Moralpredigt. Fünf. Vier. Drei. Zwei. Eins. [Rec/Pause]

»Junger Mann, soviel ich weiß, fungieren Sie im Rahmen unserer hiesigen Landesvertretung als Chauffeur. Ihr Vertrag beinhaltet meines Wissens keine Klausel bezüglich zusätzlicher Dienstleistungen als Alleinunterhalter. Wenn Sie also in ihrem tiefsten Wesen ein verborgenes Talent zum Discjockey entdeckt zu haben glauben, dann entfalten Sie jenes gefälligst woanders. Ich denke, der Arbeitsmarkt bietet ein reichhaltiges Angebot an Hilfskräften, die sich nicht nur als weitaus zuverlässiger als Ihre Wenigkeit erweisen würden, sondern sich darüberhinaus nicht verpflichtet fühlen würden, mir rund um die Uhr die Ohren mit Negermusik vollzuplärren. Ich hoffe, wir haben uns verstanden.«

Wenn Sir Edmund sauer war, sprach er immer wie der römische Steuereintreiber am Ende von *Asterix und der Kupferkessel*. Die Wörter, die er verwendete, waren eigentlich immer dieselben, er änderte nur die Reihenfolge – wie er sie änderte, konnte ich allerdings nicht sagen. Ab und zu spickte er seinen gewollt monotonen Redefluß mit einer Grobheit – wie *Negermusik* – in die er seine ganze Verzweiflung darüber konzentrierte, daß sich am Stand der Dinge aller Wahrscheinlichkeit nach niemals etwas ändern würde. Er würde ein und

dieselbe Moralpredigt bis in alle Ewigkeit halten, und bis in eine Ewigkeit mehr als er würde ich die Stereoanlage des Jaguars als meine Bastion betrachten. Wir kannten beide den lächerlichen Grund, warum Sir Edmunds Drohungen immer nur Show sein würden, doch hatten wir ihn nie beim Namen genannt.

Niemand zerbricht sich den Kopf darüber, was aus den Legionen von Formel-Drei-Piloten wird, die vergeblich nach einem geldtütigen Sponsor für den Aufstieg in die glorreiche Formel Eins Ausschau halten. Aus den ganzen tüchtigen Rallye-Assen aus der Provinz, die ihren fürs Rennen aufgemotzten Privat-BMW in eine Hausmauer am Streckenrand gesteuert haben und sich keinen neuen mehr leisten können. Nicht zu vergessen die ganzen tapferen Bleifüße, die am Sonntag ihr halbes Gehalt in die Karting-Bahn stecken. Ich weiß es. *Botschaftschauffeure*. Kein Witz. Ich hab die Typen gesehen, die mit mir beim Bewerbungsgespräch waren. Die hatten sicher alle Sportschaltknüppel in ihren Privatautos und die letzte Ausgabe von *Tuning Magazin* auf dem Rücksitz.

Nun beinhielt aber der unter persönlicher Anweisung von Sir Edmund verfaßte Fragebogen, den wir alle ausfüllen mußten, die seltsam anmutende Frage »*Beachten Sie Tempolimits?*«. Noch seltsamer war der Umstand, daß ich offenbar der einzige sein sollte, der ein Kreuz über das *Ja*-Kästchen malte. Die anderen Bewerber wurden nach Hause geschickt – obwohl ihre Anzüge besser geschnitten waren als meiner – während ich in Sir Edmunds Büro zitiert wurde. Wir betrieben etwas verkrampfte Konversation, bis er mir in die Augen sah und zur Sache kam.

»Was halten Sie von Geschwindigkeitsbegrenzungen?« fragte er. Hätte ich damals schon den ominösen Schmetterlingseffekt gekannt, dann hätte ich wahrscheinlich den Lufthauch über mir wahrgenommen. Doch so sagte ich einfach: »Nichts. Aber ich halte mich daran.«

Ich bekam den Job.

Seit ich Sir Edmund einmal bei einem an sich harmlosen Überholmanöver aus den Augenwinkeln beobachtet habe, weiß ich, daß alle anderen Qualifikationskriterien wie Pünktlichkeit oder gutes Auftreten für diesen Job unerheblich waren. Er saß neben mir, wir fuhren auf einer unübersichtlichen Nebenstraße und zuckelten seit etwa zehn Minuten hinter einem Schwertransport dahin. Am Ende einer langgezogenen Kurve schaltete ich zurück und drückte das Gaspedal durch. Wir wurden beide in die Sitze gepreßt, und als der Kühler des dicken Brummers in meinem rechten Rückspiegel auftauchte, sah ich,

wie Sir Edmund seine Fingernägel in die Kniescheiben krallte und mit beiden Füßen kraftvoll auf eine nicht vorhandene Bremse trat.

»Tut mir leid, daß ich Ihnen Angst gemacht habe, aber sonst wären wir den nie losgeworden« sagte ich, als wir wieder eingeschert hatten. Es sollte das einzige Mal sein, daß ich diplomatisch mit ihm verfuhr.

»Tun Sie das bitte nie wieder« schnaufte er mit hochrotem Kopf. Schweißperlen glänzten an seiner Stirn. Ich klärte ihn – unnötigerweise und diesmal völlig undiplomatisch – darüber auf, daß der vordere Beifahrersitz auch *Todessitz* genannt wird. Seitdem sitzt er hinten.

Sir Edmund hatte nach jeder erfolgten Moralpredigt ein schlechtes Gewissen und fühlte sich – nach einer angemessenen Schmoltpause, natürlich – zu freundlicher Konversation verpflichtet. Möglicherweise fuhr ich nach jedem unserer Scharmützel über guten und schlechten Musikgeschmack schneller als gewöhnlich – irgendwo mußte der aufgestaute Ärger ja hin – und er bemühte sich nun, die Durchschnittsgeschwindigkeit durch lockeres Plaudern wieder runterzudrücken. Diese Gespräche erwiesen sich aber als mindestens so anstrengend wie unsere Streitereien, da wir in zwei völlig verschiedenen Welten lebten, und es schien so gut wie unmöglich, daß wir eines Tages einen gemeinsamen Nenner finden würden. Eines Tages hatte er in schwärmerisch versöhnlichem Ton erwähnt, daß er ein Fan von Bachs *Suiten für Violoncello* sei. Der gemeinsame Nenner leuchtete als grüner Punkt am Horizont unserer Gesprächswüste. Die *Suiten für Violoncello* kannte ich zufällig sogar sehr gut. Ich verwendete sie als Fingerübung, wegen der ungewohnten Intervallsprünge, die wegen der Quintenstimmung des Cellos und der Quartenstimmung des Basses zu manchmal abenteuerlichen Fingersätzen führten – ebenso schwärmerisch wie er schilderte ich nun den Gebrauch, den ich von den *Suiten* machte. Er überlegte einige Zeit, was er darauf wohl erwidern könnte, entschied sich aber letztendlich doch für ein beleidigtes Schweigen. Die Oase der Gemeinsamkeiten war nur eine Fata Morgana gewesen. Wir stapften weiter schweigend durch die Wüste.

Nun spürte ich, daß wieder einer dieser bedrohlichen Small Talks im Heranrollen war. Gelbe Straßenlampen huschten an uns vorbei. Fünf. Vier. Drei. Zwei. Eins. *Band läuft*.

»Meine Tochter haben Sie ja noch nicht kennengelernt, oder?«

»Sie haben eine Tochter?« Das Band kannte ich allerdings noch nicht. Aber was konnte ich dazu sagen?

»Wollen Sie sie mir etwa vorstellen?«

Dafür war er nicht zu haben.

»Morgen abend findet in der Botschaft ein Empfang statt. Ich wollte Sie bitten, ob Sie Leonora – meine Tochter – eventuell hinbringen könnten. Meine Frau wird sie dann nach Hause fahren.«

Ein Grund mehr, warum reiche Leute reich sind. Sie geben kein Geld fürs Taxi aus, sondern lassen Typen wie mich Überstunden machen. Leonora? Klingt gut. Wie alt mag sie wohl sein? Wie alt mag wohl Sir Edmund sein? Aber sie wohnte nicht mehr bei ihm, also...? Andererseits, vielleicht...? Ach, pfeif drauf.

»Ich wußte gar nicht, daß Sie eine Tochter haben?« warf ich vorsichtig den Köder aus.

Ich hörte lautes Durch-die-Nase-Atmen, was bei Sir Edmund Zeichen intensiver Denkkaktivität ist.

»Leonora ist meine Tochter aus erster Ehe« biß er schließlich an. »Seit der Trennung von meiner ersten Frau habe ich sie nicht sehr oft zu Gesicht bekommen. Wissen Sie, meine erste Frau war Diplomatin, so wie ich, und in dem Job wird man mal hierhin, mal dorthin versetzt – und nach der Scheidung wurde ich eben hierhin, und sie dorthin versetzt. Und wenn man gerade in Montreal stationiert ist, dann ist es keine Kleinigkeit, mal eben für ein Wochenende nach Wladiwostok oder nach Kuala Lumpur zu fliegen. Später kam dann noch dazu, daß Leonora genau nach uns geraten ist, sie hat's nie lange an einem Ort ausgehalten. Können Sie sich vorstellen, daß sie an neun verschiedenen Universitäten studiert hat?«

»Äh...« Nein. »Und was hat sie da alles studiert?«

»Ach, das übliche Zeug. Literatur, Psychologie, Theaterwissenschaften.« Sir Edmund schnaufte, als hätte er sich soeben an einen guten Witz erinnert.

»Sie hat mir ihre Doktorarbeit geschickt. Ich muß gestehen, ich hab kein Wort von dem verstanden, was sie da geschrieben hat. Aber irgendjemand muß doch schlau draus geworden sein, weil's ein wissenschaftlicher Verlag publiziert hat.«

Ich sah Leonora vor mir, das heißt, ich pauste Sir Edmunds massive Erscheinung samt Doppelkinn und leicht abstehenden Ohren auf eine weibliche Grundform, setzte diesem unförmigen Phantasiegeschöpf ein paar Lesebrillen für Astigmatiker auf und fragte mich, bis zu welchem Alter man wohl Zahnsparren trägt. Dafür hatte sie sicher einen Anflug von Schnurrbart.

»Und worüber hat sie ihre Arbeit geschrieben?«

»*Sexualität und Tod im Werk von Chrétien de Troyes.*«

Mein soeben geformtes geistiges Bild von Leonora wich auf der Stelle einem anderen. Nun sah ich Sharon Stone im Hosenanzug (wie sie in *Total Recall* aus dem Aufzug steigt, kurz bevor sie von Schwarzenegger als Doppelagentin entlarvt wird). Die Lesebrille für Astigmatiker ließ ich ihr, sie hing ihr allerdings nur um den Hals. Ohne Brille hatte sie einen sexy Silberblick.

»Und, äh... was hat dieser Kretin de Dingsbums geschrieben? Pornothriller?«

»Ha ha ha! Nein, um Gottes Willen. Chrétien de Troyes hat vor ungefähr achthundert Jahren gelebt und einen Romanzyklus über die Gralssuche und die Ritter der Tafelrunde geschrieben. Aber sehr viel mehr weiß ich auch nicht, das Ganze ist nämlich auf Altfranzösisch geschrieben.«

Altfranzösisch? Mehr als einen Pariser Vorkriegsdialekt konnte ich mir darunter nicht vorstellen. Tafelrunde, das kannte ich von meinen Prinz Eisenherz-Comics. König Arthur, der gute Lord Gawain, die schöne Ilene, Prinz Arne, die Fee Morgana. Tod gab's da genug. Aber Sex? Das paßte da so überhaupt nicht rein. Wie sollte das aussehen? Die schöne Ilene, im halbdurchsichtigen Negligee auf der Mauerbrüstung, wirft den ankommenden Rittern Blumen runter? Prinz Eisenherz und Prinz Arne müssen nicht mehr um sie kämpfen, sondern dürfen beide die Nacht mit ihr verbringen? Am Fuß des brokatbestickten Betts mit dem Baldachin darüber kniet Ilene vor Eisenherz, der nur mehr den Oberteil seiner Rüstung anhat, während Arne...?

»Heeeee! Wohin fahren Sie? Da ist die Ausfahrt!«

Hoppla. Ich schwenkte scharf nach rechts, ohne in den Rückspiegel zu schauen. Reifen quietschten, Hupen hupten. Irgendwie schaffte ich es gerade noch, die Ausfahrt ohne Kollision zu erwischen.

»T'schuldigung.«

»Benjamin!? Was soll das?! Wollen Sie mich umbringen?!?«

»Tut mir leid, Sir. Soll nicht wieder vorkommen.«

Wir schwiegen wieder. Sir Edmund verdaute den Schrecken, den ihm mein Fahrmanöver eingejagt hatte. Ich schaltete auf Autopilot und ließ meine Gedanken schweifen. Während wir die Villenviertel erreichten, befand ich mich in einer Schulklasse, allein mit Sir Edmunds Tochter, die nun die Züge meiner Volksschullehrerin Fräulein Dvorak hatte. Sie saß auf einem Tisch der ersten Reihe und las mir aus einem Buch vor, ohne aufzublicken, sodaß ich sie während ihrer Lektüre in aller Ruhe beobachten konnte. Sie erzählte mir die Geschichte von Prinz Eisenherz und der Fee Morgana. In dem Buch, das ich kannte, hatte Morgana die Gabe, Eisenherz' schlimmste Ängste zu erraten, und sie benutzte dieses Wissen, um ihm während der Nacht die ärgsten Alpträume zu

verschaffen. Leonora las mir allerdings eine stark abgeänderte Version vor: »Die Wachen führten Eisenherz vor. Morgana lag müßig hingestreckt auf einem Eisbärfell. Um sie herum schwirrten ihre Elfen, bewirteten sie mit Früchten und Wein, und fächelten ihr von allen Seiten kühle Luft zu. »Willkommen, mein schöner Prinz« sagte Morgana, »du weißt ja nicht, wie lange ich schon auf diesen Augenblick gewartet habe. Und jetzt ist es soweit.« Morgana pflückte eine Traube, steckte sie langsam in den Mund und zerbiß sie. »Wachen! Zieht ihn aus und legt ihn in Ketten!« Morgana war mit einem dünnen schwarzen Schleier bekleidet, unter dem sie nackt war. Eisenherz spürte, wie sein Schwanz immer härter wurde und so seine wahren Gefühle verriet, aber er konnte nichts dagegen unternehmen. Morgana erregte ihn zu sehr. Sie grinste zufrieden. »Na, mein kleiner Prinz? Du hast ja eine ganz beachtliche Lanze. Weißt du, wie lange ich schon davon träume, deine kleine Turnierstute zu sein?« Eisenherz brachte vor Scham und Erregung kein Wort raus. »Keine Angst, du brauchst nichts zu sagen. Ich weiß nämlich alles, was dir gerade durch den Kopf geht – und was ich bis jetzt so gesehen habe, gefällt mir ganz gut. Ab heute bleibst du also mein Gefangener, und wenn ich gerade Lust auf dich habe, dann lasse ich dich einfach zu mir kommen. Wie gefällt dir das? Ist doch besser, als für diese frigide Pissnelke von Ilene wie ein braver Junge Turniere zu gewinnen, oder?« Eisenherz versuchte verzweifelt, seinen Mut zusammenzuraffen, um der Versuchung zu widerstehen. »Du wirst schon sehen« fuhr Morgana fort, »wenn du erst einmal...«

»VERDAMMT NOCHMAL WOHIN FAHREN SIE IN GOTTES NAMEN?!«

»Hoppla.« Ich stieg etwas zu scharf auf die Bremse. Sir Edmund knallte mit der Nase in die Kopflehne des Beifahrersitzes.

»Hören Sie, Sir, es tut mir leid – äh... steigen Sie nicht aus, ich schiebe jetzt zurück.«

»Sie hören mir jetzt zu, Benjamin. Ich weiß nicht, unter was für Drogen Sie stehen, aber ich gebe Ihnen den einen guten Rat. Fangen Sie gleich morgen mit der Entziehungskur an. Von mir aus melden Sie sich dafür krank, aber so kann das nicht weitergehen!«

Ich hatte seine Worte gehört, aber nicht richtig registriert. Deswegen spulte ich mein Gedächtnis kurz zurück und hörte mir den Nachhall an. Ich drehte mich zurück, um ihm zu antworten, als das Eingangstor laut scheppernd ins Schloß fiel.

Leonora?

Kapitel sieben

*Is it perfume from a dress
That makes me so digress?*

The Love Song of J. Alfred Prufrock – T.S. Eliot

In der *Reader's Digest*-Sammlung auf der Toilette meiner Eltern gab es manchmal auch Liebesgeschichten, Love Stories, die ich, wenn überhaupt, erst zum Schluß las. Mein erstes Interesse galt der Witzseite *Lachen ist gesund* und dann der Rubrik *Menschen wie du und ich* (wie die Witzseite, nur hatten die etwas müden Geschichten keine richtige Pointe). Anschließend blätterte ich gleich weiter zu den Berichten über Flugzeugabstürze und Schiffskatastrophen – *Die letzte Fahrt der Titanic* oder *Verloren in den Anden* habe ich geliebt! Dann überflog ich verschiedene Berichte wie, daß Rauchen Krebs verursacht, und wie man sich erfolgreich das Rauchen abgewöhnt, und daß Sonnenbrände Krebs verursachen, und daß man von übermäßigem Sonnenbaden einen Sonnenbrand bekommt. Erst, wenn ich das alles durchhatte – und die Katastrophenberichte las ich oft mehrmals hintereinander – nahm ich mir Kurzgeschichten wie *Angélique, die Geliebte des Kaisers* oder *Komm zurück, Kapitän* vor. Andere Kloklettüre gab es nicht.

Das einzige, was mich in diesen Stories halbwegs interessieren konnte, war der Moment, wo ein Mann und eine Frau sich zum ersten Mal begegnen, doch merkte ich bald, daß es immer die gleichen Sätze waren, die diesen magischen Moment beschrieben: »*Es war Liebe auf den ersten Blick*« oder »*Er war geblendet von ihrer Schönheit*« oder »*Sie war geblendet von seiner Schönheit*«. Trotz meiner Unbelesenheit fand ich schon damals, daß sich der Typ, der die Story geschrieben hatte, mehr hätte einfallen lassen können. Und abgesehen davon ist das Gefühl in Wirklichkeit ganz anders als in *Reader's Digest*.

Ich hatte mich zur verabredeten Zeit vor Leonoras Haus eingefunden und hupte wie vereinbart dreimal lang. Zehn Minuten später war mein wiederholtes Hupsignal noch immer erfolglos geblieben, dafür hatte ich den Unmut sämtlicher Hausbewohner mit Ausnahme von Leonora auf mich gezogen. Ich beschloß, es mit Anläuten zu versuchen.

»Komm' schon!« krächzte die Wechselsprechanlage. Mir hing noch das Telefongespräch im Magen. Leonora hatte insgesamt drei verschiedene Silben verwendet (»Ja«, »Nein« und »Gut«), während ich mich wie eine Marionette in meinen nicht zu Ende gedachten Schachtelsätzen verhedderte. Das »Komm' schon!« klang dagegen direkt freundlich und ermutigend, wie eine Blockflöte durch einen Transistorverzerrer.

Ich ging wieder zurück zum Jaguar und startete ihn, denn es war kalt und regnete. Um nicht den Eindruck zu vermitteln, daß ich womöglich ungeduldig auf sie wartete, schaute ich durch die Regentropfen auf der nassen Windschutzscheibe, in denen sich die Scheinwerfer der anderen Autos wie in einem Kaleidoskop tausendfach wiederholten.

Die Beifahrertür ging auf, sie saß auf einmal neben mir, und es war – wie ein Schlag in die Magengrube? Wie ein plärrender Radiowecker nach eineinhalb Stunden Schlaf? Wie die ersten zehn Sekunden nach einem Autounfall? Auf jeden Fall *nicht* wie in *Reader's Digest*.

In meinem Körper hatten sämtliche Alarmlämpchen zu leuchten und sämtliche Alarmglocken zu läuten begonnen. »Klingonenflotte auf Kollisionskurs, Captain!« – »Danke, Spock!«. Mein Puls spielte konstante Sechzehntel bei hundertdreißig wie Francis Rocco Prestia in *What Is Hip*. Ich rang nach Luft wie Ian Gillan im Schlußteil von *Strange Kind Of Woman*. Ich fühlte mich überhaupt wie *Midnight* von Jimi Hendrix – »*That's what happens when earth collides with space*« hatte er die Nummer lapidar kommentiert. Am besten nochmal in Zeitlupe.

Die Beifahrertür ging auf, sie – nein, nicht sie, *ihr Geruch!* Von den paar Duftmolekülen, die sie wie winzige Pilotenfische umschwirrten, gelangte vielleicht nur ein einziges ins Wageninnere, aber dort hatte es ungefähr denselben Effekt wie ein Tropfen Blut in einem Haifischbecken. War es ihr Parfum, der Geruch ihrer Kleider, ihres Körpers, eine subtile Mischung all dieser Komponenten? Ich wußte nur, er war für meinen Zustand panikartiger Erregung verantwortlich. *Das* war der Geruch von Fräulein Dvorak, wenn sie bei Regen ohne Schirm in die Schule gekommen war und ihre nassen Kleider auf der Haut trockneten. Wenn ich an einem solchen Tag in einer der vorderen Reihen saß, oder wenn Fräulein Dvorak sich über meine Schulter beugte, um zu lesen, was ich gerade schrieb, bekam ich immer besondere Lust darauf, mit ihr Cowboy und Indianer zu spielen – oder eben meine Version davon. Einmal roch sie sogar so besonders gut, daß ich sie um ein Haar wirklich gefragt hätte, ob sie mit mir spielen wollte.

Im Fernsehen habe ich mal einen Bericht über ein witziges Gerät gesehen, das Blickreihenfolgen festhält. Um der Dokumentation eine gewisse Würze zu verleihen, wurde gleich der Frage auf den Grund gegangen, wohin denn Männer bei Frauen schauen – und umgekehrt natürlich auch. Im ersten Fall bekam der Versuchsmann den Blickdetektor aufgesetzt, der wie ein Mittelding aus Zahnarztströntgengerät und überdimensionalem *View Master* aussah, und dann wurden für jeweils etwa fünf Sekunden Schnapsschüsse von Frauen in sein Blickfeld eingeblendet, die in der Ästhetik zwischen Versandhausreklame und *Playboy* angesiedelt waren. Der Apparat nahm nun jede Bewegung und Neufokussierung der Augen als Blickeinheit wahr und registrierte diese in Form eines kleinen Leuchtpunkts auf dem Foto. Nach Ablauf der fünf Sekunden war die Frau mit kleinen Leuchtpunkten übersät, und man konnte sehen, auf welche speziellen Körperteile die Testperson besonders ansprach.

Als ich die erste Testreihe mitverfolgt hatte, war mein erster Gedanke: Gottseidank haben sie *mich* nicht als Versuchsperson genommen. Bei den gezeigten Testsehern waren die jeweiligen Hauptinteressen – wenn man so sagen kann – als Lichternebel auf dem Foto deutlich erkennbar. Ganze Leuchtpunktgalaxien funkelten um den einen oder anderen Körperteil, daneben bildeten vereinzelte und offenbar desinteressierte Blickeinheiten eine Anzahl gleichmäßig verteilter Fixsternchen auf dem ganzen Körper.

Was wäre nun passiert, wenn man mir den Kasten aufgesetzt hätte? Ich hätte drei bis vier Magazinfüllungen Spannerblicke auf die Beine abgefeuert, und nach abgelaufener Belichtungszeit wäre es jedermann im wahrsten Sinn des Wortes eingeleuchtet, daß die Beine der Dame wie eine Neonreklame bei Nacht glitzerten, sonst aber nicht das geringste Glühwürmchen anderweitigen Interesses zu finden war.

Mir ist es mehr als einmal passiert, daß ich auf der Straße die Beine einer entgegenkommenden Frau anstiere, ihre Fesseln, ihre Knöchel, ihre Knie und dann, soweit es halt die Rocklänge erlaubt; am Rocksäum angekommen, schweift mein Blick noch ein paarmal hin und her, bis ich allmählich in höhere Regionen vordringe und schließlich in die fragenden Augen einer guten Bekannten starre.

Das ist aber noch nicht alles. Auf einem der Testfotos war eine Frau abgebildet, die einen sehr kurzen Rock und darunter Nahtstrümpfe trug, so ähnlich wie auf dem Filmplakat von *Die Frau mit der 45er Magnum*, nur eben ohne 45er Magnum. Ihre Pose verriet, daß sie sich der provokanten Länge ihrer Beine voll bewußt war. Ich glaube, bei dem Test hätte ich einen glatten Kurzschuß verursacht.

In einem der bunten Klatschmagazine, die beim Frisör rumliegen, stieß ich vor Jahren auf einen Artikel mit dem optimistischen Titel *Straps und Strumpf ist wieder Trumpf*. Die Friseurin war zwei Sitze weiter mit einer aufwendigen Dauerwelle beschäftigt, und so mußte ich nicht wie üblich mit schlecht gespielter Gleichgültigkeit weiterblättern, sondern konnte das volle Ausmaß meiner pubertären Konzentrationsfähigkeit den zahlreichen Bildern bestrumpfter Frauenbeine widmen, die sich mir auf der bunten Doppelseite entgegenräkelten. Nachdem ich meine Augen eine angemessene Zeitspanne lang geweidet hatte, las ich den Artikel, der meine Aufmerksamkeit ebenso auf sich zog. Da war die Rede von einem sogenannten *Club der Strapsfreunde*, einer seltsamen Vereinigung mit noch seltsameren Beitrittsbedingungen. Die Mitgliedschaft war gratis, allerdings mußte man ein mindestens halbstündiges Plädoyer gegen die Strumpfhose und für deren aufreizendere Vorfahren halten. Zuerst dachte ich an eine Zeitungssente, aber dafür war die Idee zu seltsam – oder nicht seltsam genug. Ich versuchte, mir die Mitglieder dieses sonderbaren Clubs vorzustellen. Unscheinbare Beamtentypen mit Halbglätze, die in einem Seitenfach ihrer Aktentasche *Leg Show* und *Leg Action* versteckten. Nach der Arbeit gingen sie nicht zum Club der Modellbahnfreunde oder zu den Freimauernern, sondern eben zum Club der Strapsfreunde, wo sie mit zitternder Stimme erregte Brandreden hielten. Ich überlegte weiter: eine halbe Stunde lang nur über Strapse reden? Das ist nie zu schaffen! Aber da war die Dauerwelle schon fertig, ich blätterte hastig weiter (*»Mann wollte Sohn töten und erschoss Einbrecher!«*) und vergaß den Club der Strapsfreunde. Erst vor ein paar Jahren, während einer endlosen Autobahnfahrt, fiel er mir wieder ein. Das Autoradio war kaputt, ich mußte mir für ein paar hundert Kilometer die Zeit vertreiben, und ohne viel nachzudenken, begann ich im Kopf mit *»Sehr geehrte Damen und Herren! Werte Strapsfreunde!«* (in meinem Schaffenseifer hatte ich natürlich nicht bedacht, daß *»Sehr geehrte Herren!«* die angemessenere Anrede wäre, denn es bleibt fraglich, ob der Club der Strapsfreunde auch Damen zu seinen Mitgliedern zählte.) Ehe ich mich's versah, war ich schon mittendrin in einer flammenden Rede über die unterschiedlichen Reize von Naht- und Netzstrümpfen, von halterlosen Strümpfen und Strumpfgürteln, von Kreppestrümpfen und Nylonstrümpfen. Ich wetterte wie der Staatsanwalt in Petrocelli gegen den Liebestöter Strumpfhose, lieferte wissenschaftlich belegte Argumente zu meiner Beweisführung (*Joy of Sex*, Kapitel »Wäsche«, Buchregal der Eltern, hinter den Enzyklopädien) und forderte ein strenges Verbot der Nahtstrumpfhose, der ich vorsätzliche Täuschungsabsicht zur Last legte. Meine Einfälle wollten nicht versiegen, und so ließ ich es einfach dahingehen. Nach dem inszenierten Schauprozeß ging ich die Sache von der realistischen Seite an, und da taten sich ganze Welten der Inspiration auf. Ich plapperte drauflos wie ein inspirierter Fußballkommentator bei einem

Weltcupfinale. Dreißig Sekunden vor dem Schlußpfeiff befand ich mich gerade in einem leidenschaftlichen Exkurs über die unterschiedlichen Arten der Faltenbildung am Knöchel und den besonderen Charme von Strumpffalten am Knie im Gegensatz zur faltenlosen Strumpfhose, als die Autobahnausfahrt an mir vorbeirauschte. (Sie haben wahrscheinlich schon gemerkt, daß ich gerne Ausfahrten verpasse. Ob diese Gewohnheit ein Symptom meiner *monomanischen Fixierung* ist?)

Ich erinnere mich an eines der *Was-wäre-wenn*-Spiele, die wir vorzugsweise während der langweiligen Unterrichtsstunden betrieben (damals muß ich so um die sechzehn gewesen sein). Das angesagte Thema lautete: »*Was wäre, wenn du eine Zeitmaschine hättest? Wohin würdest du reisen? In welche Epoche?*«. Alle gaben Antworten wie: »*Zu den alten Griechen, auf Homers Spuren*« oder »*Ins Jahr 2500, um zu sehen, ob das Ökosystem nicht kollabiert ist*« – »*Und du, Benny?*« – »*1959.*« Ein Jahr vor der Erfindung der Strumpfhose. Alle Mädchen hatten die Wahl zwischen Strapsen oder gar nichts. *Planet der Strapse*. Wahnsinn. »*Wie kommst du gerade auf 1959?*« – »*Weiß nicht. So halt. Wieso nicht?*« Keiner verstand, wieso ich rot wurde, und ich verweigerte jede weitere Stellungnahme zum Thema. Und eigentlich sollte ich jetzt schön langsam zurück zur Hauptstory, sonst werde ich noch zum Ehrenmitglied im Club der Strapsfreunde ernannt. Die halbe Stunde ist nämlich gleich um. Also ein letztes Mal zurückgespult. [Rewind/AutoPlay]

Die Beifährtür ging auf, sie saß auf einmal neben mir – ihre kurze Regenjacke war beim Einsteigen etwas hochgerutscht – wo fing bloß der Rock an?! – und der Abschlußrand ihrer hautfarbenen Nylonstrümpfe hatte auf mich ungefähr dieselbe Wirkung wie das berühmte grüne Stäbchen des Hypnotiseurs, nur suggerierte die dazugehörige Hypnotisierstimme eher etwas in Richtung »*Anspannen... verkrampfen... steif werden... hart werden...*«.

»Kuckuck. *Hier* bin ich.«

»Mmmh.« Ich schaute zu ihr auf mit der Geistesgegenwart eines *Death Row*-Kandidaten, der gerade den elektrischen Stuhl überlebt hat und nun, noch aus den Ohren rauchend, auf seine offizielle Begnadigung wartet. Einen Moment lang fragte ich mich, ob sie unter ihrer beigen Burberryjacke noch Nennenswertes anhatte. Lange rote Haare – offensichtlich hennagefärbt, denn sie kontrastierten mit den Augenbrauen – glitten ihr in seidigen Wellen über die Schultern. Die Farbe ihrer Augen konnte ich bei der spärlichen Beleuchtung nicht erkennen, wohl aber deren Größe – unmerklich kleiner als die Scheinwerfer des Jaguars. Ihre blasse Haut schimmerte matt wie die einer realistischen Porzellanpuppe, doch die zwei funkelnden Lichtpunkte in ihren Augen wirkten alles andere als puppenhaft.

Das Blut in meinem Hirn hatte sich zur Gänze in meinen Schwanz verlagert und staute sich dort dermaßen, daß er sich anfühlte wie der Griff eines Tennisschlägers. Ich konnte nicht mehr denken, und ich wollte auch nicht mehr denken. Vielleicht war das alles nur ein feuchter Traum, dann würde sie mir jetzt einen blasen, bis ich aufwachen würde, um in meiner eigenen Glückseligkeit zu schwimmen.

Aber es war kein feuchter Traum, es war harte Wirklichkeit. Sie zog die Augenbrauen hoch und lächelte, ohne die Lippen zu trennen.

»Leonora.« sagte sie und schaute auf meine gespannte Hose runter. Sie zog einen nachdenklichen Kußmund, dann schaute sie mir wieder in die Augen.

»Und du bist Benny? Sehr erfreut.« Sie hatte nochmal kurz zu meinem Schwanz runtergeblinzelt, und einen Augenblick lang überlegte ich, wen sie jetzt meinte.

»Humm!« Meine Erregung grenzte jetzt fast schon an Brechreiz. Leonora richtete ihre Jacke – das heißt, sie zog sie mindestens zwei bis zweieinhalb, wenn nicht gar drei Zentimeter weiter runter. Ich umklammerte das Lenkrad, bis meine Finger weiß waren, damit sie nicht merkte, daß ich zitterte, und ich merkte, daß sie merkte, daß ich das nur tat, damit sie nicht merkte, daß ich zitterte.

Ich fuhr los, und die nächsten fünf Minuten – oder fünf Stunden? – schwiegen wir. Wir schwiegen, das heißt: ich wußte nicht, was ich sagen sollte – und sie wußte wahrscheinlich, was sie sagen könnte, hatte aber aus irgendeiner Laune heraus beschlossen, jetzt mal einige Zeit nichts zu sagen und die Dinge ihren Lauf nehmen zu lassen. Ich dachte an den Terminator im Hotelzimmer. Vor meinem geistigen Auge lief wie bei ihm eine Serie von Gesprächseröffnungsoptionen ab, die mein Zentralcomputer (der im Gegensatz zum Terminator nicht auf Ladykillen eingestellt war) sofort als unbrauchbar verwarf:

»Leonora, wie wäre es, wenn wir beide...« Bip!

»Leonora, ich würde gerne mit dir...« Bip!

»Leonora, könnten wir nicht...« Bip!

»Leonora, ich bin etwas...« Bip!

»Leonora, ich hab' ...« Bip!

»Leonora, du...« Bip!

»Leonora, ...« Bip!

»Leo ...« Bip!

»...« Bip!

Bip!

Leonora zündete sich keine Zigarette an. Sie seufzte nicht. Sie schaute nicht auf die Uhr. Sie stellte mir keine Fragen über meinen Job. Sie stellte überhaupt keine Fragen. Genausogut hätte ich nicht da sein können, aber nachdem ich nun mal da war, beäugte sie mich wie einen

Wandkalender mit nackten Männern auf Sportwagen. Ab und zu schaute ich nervös zu ihr rüber. Die Ausdruckslosigkeit in ihren Augen – keine ausweichenden Blicke, kein entschuldigendes Lächeln – empfand ich fast schon als obszön.

Meine unkontrollierten Bewegungen verlangten dringend nach übergeordneter Harmonie. Vielleicht würde es helfen, wenn ich an Humphrey Bogart oder Mickey Rourke dachte – Humphrey Bogart in *Der große Schlaf*, in der Szene, wo er Lauren Bacall fragt: »Sind Sie ein gutes Pferd?«. Mickey Rourke in *9 1/2 Wochen*, wo er Kim Basinger am Flohmarkt in die Augen schaut und – überhaupt nichts sagt, sondern nur blöd grinst. Im Moment wirkte ich wahrscheinlich eher wie eine Kreuzung aus Jerry Lewis und Louis de Funès. Schließlich stellte sich aber doch der – wie so oft unbefriedigende – Kompromiß ein.

Wortlos (wie Buster Keaton in *Der General*) zeigte ich auf den Cassettenrecorder und schaute wie ein Fragezeichen drein. Leonora drückte auf [Eject] und hielt die ausgeworfene Cassette prüfend vor die Augen, als würde sie das Resultat einer chemischen Reaktion in einem Reagenzglas unter die Lupe nehmen. *Meister der Barocken Orgel*.

»Von meinem Vater?«

»Mhm.« log ich halb.

Sie drückte auf den elektrischen Fensterheber und warf die Cassette aus dem Fenster. Wir lachten beide lauthals, und die Spannung fiel merklich – das heißt, Leonora fühlte sich wahrscheinlich unverändert gut, und ich hatte in einem nervösen Wiehern ein bißchen Dampf abgelassen.

Sie klappte das Handschuhfach auf und grub in den Cassetten wie ein Hund nach einem Knochen. Doch plötzlich zögerte sie und runzelte die Stirn, und nun nahm sie jede Cassette einzeln raus, sah sie sich an und legte sie behutsam wieder zurück.

»Alles deine?«

»Mmmja.«

Sie zog ihre Handtasche unter dem Sitz hervor, nahm eine Cassette raus und schob sie in den Recorder.

»Musikratespiel. Du hast dreißig Sekunden... top!«

Eine stark bestückte Bläsersection mit viel Chromatik... jetzt ein Schlagzeug mit staubtrockener Snare – Steve Gadd oder Peter Erskine?... jetzt Bass, ziemlich in den Vordergrund gemischt... den *kenne* ich doch irgendwoher, aber irgendwas stimmt da nicht... weiter... keine Gitarre, aha... Bass spielt kontrapunktisch zu den Bläsern... Halt! *die* Floskel *kenne* ich!

»Zeit ist um.«

»Klingt wie die *Jaco Pastorius Big Band* ohne Steel Drums, und Pastorius spielt ausnahmsweise auf einem Bundbass. Ist das ein Japan-Import? Die Aufnahme kenne ich nicht.«

»Woooooow! Bingo!«

Ich strahlte wie ein Firmling. Der schwarze Ritter lag besiegt in den Gedärmen seines Pferdes. Eisenherz überquerte den Turnierplatz mit einem Siegerlächeln, um vor der schönen Ilene einen galanten Knicks zu machen. *Kaufe Aktien im Wert von \$50.000,- und würfle noch einmal.*

Und so kamen wir ins Gespräch. Wir sprachen über die *Jaco Pastorius Big Band*. Über Big Bands. Über Jaco Pastorius. Über seinen Bass. Über meinen Bass. Über mich. Und bevor wir über sie sprechen konnten, waren wir schon angekommen.

Der Vorteil dieser Konversation war, daß sich meine Verkrampfung merklich lockerte – ich war relativ entspannt und hatte auch nur mehr einen Halbsteifen. Der Nachteil war, daß ich mich Hals über Kopf in Leonora verliebte.

Kapitel acht

Bête je suis, mais bête aiguë...

Ébauche d'un serpent – Paul Valéry

Wir schlossen uns dem Konvoi von Limousinen an, die sich im Schrittempo die Rampe zur Botschaft raufarbeiteten und dort ihre prominente Fracht entluden. Männer in Smoking hängten Frauen Pelzjacken um und sprachen kein Wort zu den uniformierten Lackaffen, die mit geöffnetem Regenschirm herbeigeeilt kamen. Der Portier öffnete mit beflissenem Eifer die Türen des Mercedes vor uns und lächelte höflich den Beinen einer Botschaftergattin zu, die sich vorsichtig dem Asphalt entgegenstreckten. Gleich würde er Leonoras Beinen entgegenlächeln, ich würde mir ein paar Stunden auf dem Botschaftsparkplatz die Zeit vertreiben, bis der Empfang vorbei wäre, dann würde ich sie nach Hause bringen, sie würde mich mit einem freundlichen »*Also dann gute Nacht*« bedenken, ich würde zu mir nach Hause fahren und dort zur Abwechslung nicht nur aus Gewohnheit, sondern aus einem reellem Bedürfnis heraus onanieren. Das wollte ich aber nicht. Ich wollte diesen Knoten in meinem Magen weiterspüren. Ich wollte ihren Geruch um mich haben. Ich wollte ihre Worte um mich haben. Ich wollte sie um mich haben. Ich wollte *sie*.

»Ich würde den Abend gerne mit dir verbringen.« Der Satz war wie eine unkontrollierte Konvulsion herausgebrochen, aber jetzt schwebte er in seiner Ungeschliffenheit zwischen uns. Ich hatte den Gang gewechselt, die Welt gab nun ein anderes Fahrgeräusch von sich. Meine Wangen glühten. Eine schwache elektrische Ladung knisterte in meinem Hinterkopf.

In einer Hinsicht war es wie die banalen Sätze in *Reader's Digest*: wir schauten uns eine halbe Ewigkeit in die Augen – zumindest kam es mir wie eine halbe Ewigkeit vor, genauso wie dem Portier, der mit einer Hand die Beifahrertür festhielt und mit der anderen seinen in die Luft gereckten Regenschirm, als wolle er ein Blitzableiterexperiment durchführen.

Ich hatte mit solchen Situationen herzlich wenig Erfahrung, und auch diese beschränkte sich auf nervös gestotterte Liebeserklärungen an

diverse Mitschülerinnen (die in keinem einzigen Fall zum gewünschten Resultat geführt hatten. Sex gab es für mich erst nach der Reifeprüfung mit einer Frau, die mich fast mit Gewalt in ihr Bett zog.) Trotzdem wußte ich todsicher, daß irgendwas in Leonoras Blick nicht so war, wie es hätte sein sollen. Als ich in ihre Augen schaute – waren sie grün oder gelb? – sah ich wie den Schatten eines Hintergedankens vorbeihuschen, ohne nur die geringste Ahnung davon zu haben, was ihr wohl gerade durch den Kopf gehen konnte. Sie schaute nachdenklich auf die Uhr.

»Gib mir zwanzig Minuten.« sagte sie, und schon stöckelte sie durch den Regen die Stufen zur Eingangshalle hinauf. Der Portier blieb wie angewurzelt mit aufgespanntem Regenschirm neben dem Jaguar stehen und gaffte ihr nach, als hätte ihn nun doch der Blitz getroffen. Erst als sie verschwunden war, herrschte er mich an, ich solle schauen, daß ich weiterkomme. Ich schaute.

Der erste Platz nach der Zufahrt war eigens für den Jaguar reserviert. Ich stellte den Motor ab – mein Hirn raste weiter auf Hochtouren und näherte sich dem roten Bereich. Leonoras Bild tauchte allmählich vor mir auf. Jetzt, wo sie weg war, nahm ich sie erst in aller Schärfe wahr.

Fräulein Dvorak hatte mal einige von uns mitgenommen, um uns zu zeigen, wie eine Dunkelkammer funktioniert. Wir standen in der fast vollkommenen Dunkelheit um sie herum – ohne uns zu bewegen, aus Angst, irgendwo dagegenzustoßen – und lauschten ihren Erläuterungen.

Am Anfang ist das Negativ, ein sehr sehr empfindlicher Streifen, der sich verändert, wenn er mit Licht in Berührung kommt. Bei hellem Tageslicht genügt es zum Beispiel, daß der kleine Deckel im Photoapparat eine Tausendstelsekunde aufgeht – viel viel schneller, als wir die Augen auf- und wieder zumachen können. Und diese Tausendstelsekunde genügt jetzt aber, daß sich das Bild richtig in das Negativ reinbrennt (*»Nein, Benny, im Photoapparat brennt's nicht, keine Angst!«*). Aber bis man da was sehen kann, muß man noch einige Sachen anstellen. Zuerst muß man den Film entwickeln, und da darf man nicht einmal die kleine rote Lampe anknipsen. Das muß also jemand sehr Geschickter machen, weil der ja vollkommen im Dunkeln tapst. Also erst wenn der Film entwickelt ist, darf man das Licht wieder anmachen, nicht vorher. Jetzt kann man den Film in den Belichtungsapparat schieben (*»Nein, Benny, ein Bild nach dem andern, nicht den ganzen Film auf einmal!«*), dann gibt man unten so ein Photopapier auf die Belichtungsfläche, das funktioniert genau wie ein Negativ, nur umgekehrt und viel langsamer (*»Ja, Benny, ich erklär's dann nochmal...«*). Jetzt sieht man immer noch nichts, aber gleich. Dazu müssen wir das Bild in den Entwickler tauchen... jetzt warten wir ein paar Sekunden... so, seht ihr's schön langsam? Jetzt stellt euch vor, der Hase, der da auf dem Photo zum Vorschein kommt, der hoppelt da

draußen irgendwo rum, und gleichzeitig kommt er hier im Dunkeln zum Vorschein. So, und bevor er ganz schwarz wird, müssen wir ihn schnell ins Fixierbad tauchen.

Jetzt, im Dunkel des Wagens, fixierte ich die Umrisse der Bilder, die sich langsam vom Hintergrund der Windschutzscheibe abzuheben begannen – mehrere übereinandergeschichtete Zoom-, Porträt- und Weitwinkelaufnahmen, einige unscharf, manche nur etwas verwackelt, alle hoffnungslos überbelichtet. Leonoras Duft hing noch im Wagen, ein paar Moleküle, die bewirkten, daß die Bilder sich nicht in Schwärze verwandelten. Jeder einzelne dieser Schnappschüsse bildete eine Erweiterung zu einem seltsamen Gesamtakkord, dessen Harmonie mir noch fremd vorkam.

Ich dachte zurück an die Zeit, wo Harvey sich ans Klavier setzte und mir komplizierte erweiterte Akkorde vorspielte – wie Cmoll7/11 oder FMaj7#11 oder G#moll7b13 – die er mich dann Ton für Ton zerlegen ließ. Wenn ich sagte: »Cmoll7«, dann spielte er Cmoll7, und ich merkte sofort, daß da noch etwas fehlte. Harvey ließ nicht locker, er klimperte solange erwartungsvoll weiter, bis ich endlich mit »11« herausrückte. Was wollte ich von Leonora?

»Sex.«

»Den Grundton hätten wir.«

»Hmm... mit ihr Hand in Hand über eine Frühlingswiese hüpfen?«

»Benny!? Kannst du nicht mal einen Durakkord von einem Mollakkord unterscheiden?!«

»Na gut, dann nicht. Mit ihr über Musik reden?«

»Das wäre die Sept. Wieso hörst du die Erweiterungen zuerst?«

»Was, ich hab' die Terz noch immer nicht? Hmm... mir fällt *Literatur* ein, aber was soll ich mit ihr über Literatur reden? Das einzige Buch, das ich zu Hause hab', sind *Playboy's tausend dreckige Party-Witze*.«

»Benny, bleib dabei.«

»Ich meine ja nur, wenn sie mir mit Literatur und so Zeug kommen würde, dann wäre ich hoffnungslos *überfordert*.«

»Na endlich.«

»Was, *das* war die Terz?!«

»Weiter, Benny. Ein Ton fehlt noch.«

»Kannst du den Akkord vielleicht nochmal kurz anspielen? Hmm... da ist irgendein ganz krummer Ton drin... dürfte eigentlich gar nicht drin sein... wart mal, ich glaub' – ich bin mir fast sicher...«

»Na, sag schon.«

»Cowboy und Indianer?!?«

Da klang er vor mir in seiner triumphalen Dissonanz.

»Führst du Selbstgespräche?«

»Hä? Lollo... äh... Leonora, ich – was ist denn mit *dir* passiert?«

Sie trug also doch noch etwas unter der Regenjacke – ein sehr kurzes weißes Kleid mit einem riesigen Rotweinfleck in der Mitte.

»Erklär' ich dir gleich. Fahr los.«

»Wohin denn?«

»Zu mir, natürlich. Es sei denn, du ziehst gerne Frauenkleider an, dann könnten wir zu dir fahren. Allerdings wären die etwas zu groß für mich – vom Schnitt jetzt mal ganz abgesehen.«

»Was soll das jetzt?!?«

»Na, du siehst doch, daß ich mich umziehen muß. Und in deiner Junggesellenbude gibt's doch höchstens Männersachen – es sei denn, wie gesagt, du bist einer von denen, die sich nach der Arbeit zum Entspannen gerne mal in Frauenschale werfen. Tust du das?«

»NEIN!... Aber... es könnte doch sein, daß ich, ich weiß nicht... mit einer Freundin zusammenlebe, und daß ich Kleider von ihr zu Hause habe. Das wäre doch auch eine Möglichkeit, oder?« flehte ich sie an.

»Du lebst aber mit keiner Freundin zusammen.«

»Und woher willst du das so genau wissen?«

Sie inspizierte kurz ihren Nagellack und gab so etwas wie einen amüsierten Seufzer von sich.

»Na schön, also pass auf. Ich bin jetzt der Chevalier Dupin, du bist mein junger Freund, und wir kommen gerade aus der Rue Morgue.« Sie schob ihr Kleid hoch und nahm ihren linken Strumpfhalter zwischen Daumen und Zeigefinger. »Und das ist der Gorilla, der den Mord begangen hat.«

»Wwwghrstrfghh...?«

»Auflösung, mein lieber Watson – und hiermit wechseln wir kurz von Edgar Poe zu Conan Doyle – du hast derzeit keine Freundin, weil... du etwas zu lang *hierher* (sie zog ihren Strumpfhalter etwas vom Bein

weg) gegafft hast. Erste Hypothese. Du hast eine Freundin. Dann hättest du sie doch längst gebeten, sie möge sich doch auch solche besorgen (sie wiederholte ihre Handbewegung), falls sie nicht sowieso schon eine ganze Lade voll davon hatte. Mit der Zeit hättest du dich an den Anblick gewöhnt, und natürlich hättest du mich angestiert, aber nicht so, wie du's vor einer Stunde getan hast. Zweite Hypothese. Du bist zu schüchtern, deine hypothetische Freundin um eine diesbezügliche Erweiterung ihrer Garderobe (erneutes Spannen des Strumpfhalters) zu bitten. Aber wenn du dazu zu schüchtern wärst, dann hättest du mich auch nicht gefragt, ob ich den Abend mit dir verbringen möchte, obwohl's dich zugegebenermaßen einiges an Überwindung gekostet hat. Dritte und wahrscheinlichste Hypothese. Du hast keine Freundin, die bis zu den Zähnen mit *lingerie fine* bewaffnet ist (sie ließ den Strumpfhalter gegen ihr Bein schnalzen), weswegen dich der ungewohnte Anblick dermaßen aus der Fassung gebracht hat, und ebendarum wage ich zu behaupten, daß du als einsamer Wolf in deiner Bleibe haust. Und nachdem du mir versichert hast, daß du keine Frauenkleider anziehst, fahren wir eben zu mir, damit ich mich umziehen kann.«

Ich glotzte sie an wie zwei japanische Flaggen.

»Hey, war nur Spaß.« sagte sie ernst.

Ich wollte sie fragen, was sie vorhin mit dem Gorilla und diesem Chevalier gemeint hatte, ließ es dann aber bleiben. Es mußte irgendwas mit einem Buch zu tun haben, aber ich las keine Bücher und wollte nicht noch blöder dastehen, als ich es sowieso schon tat.

Der Rotweinfleck auf ihrem Kleid war inzwischen eingetrocknet und sah aus wie Blut in einem billigen Horrorfilm. Ich zeigte vage in Richtung ihres Ausschnitts.

»Wie hast du *das* angestellt?«

»Ah... das. War nicht schwer. »*Ein Glas Wein, Miss?*« – »*Gerne. Na starowje, mein Junge... ooooh ich bin aber wirklich zuuuu ungeschickt – schauuuu dir diese Schweinerei an.*« Na ja, und jetzt müssen wir eben wieder nach Hause fahren. Pech, was?« grinste sie mich an.

»Du meinst... das war Absicht?«

»Du bist ein heller Kopf, Benny. Na komm schon, jetzt sei nicht gleich beleidigt, ich erklär's dir. Mein ehrenwerter Erzeuger, der mich nur alle heiligen Zeiten zu Gesicht bekommt, hat mit besonderem Nachdruck darauf bestanden, daß ich mich bei diesem Empfang blicken lasse. Nun habe ich ihm aber vorher schon so oft abgesagt, daß ich diesmal unmöglich nein sagen konnte, ohne daß er's persönlich nimmt. Es ist ja nicht wegen ihm, aber... warst du schon mal einen Abend lang mit so einer Herde Diplomaten zusammen?«

»Nicht wirklich. Ich sehe sie nur immer rein- und rausgehen, gesprochen habe ich mit keinem noch. Außer mit deinem Vater, natürlich.«

Sie schien den ewig springenden Jaguar auf der Kühlerhaube zu mustern.

»Ich hab's ihm nie verziehen, daß er sich dieser Bande von hauptberuflichen Heuchlern angeschlossen hat. Weißt du, was ich am liebsten mit denen machen würde? In einem Mörser zerstampfen und die Wände meiner Toilette neu ausstreichen.«

»Ha ha ha ha ha!«

»Schön gesagt, was? Ist aber nicht von mir, sondern von Shakespeare.«

Wieder ein Buch. Shakespeare. Den kannte ich aus der Schule. Das war der Typ, der *Sein oder Nichtsein* geschrieben hat. Aber die Stelle hatten wir nie gelesen. Wahrscheinlich wäre die Klasse dann nicht mehr zu halten gewesen.

»*Anyway*«, fuhr sie fort, »diesmal war ich fest entschlossen, bis zur letzten Patrone durchzuhalten. Ich war sogar schon soweit, daß ich meinem Vater hoch und heilig versprochen habe, meiner Stiefmutter nur *ein* Auge auszukratzen. Und dann kommst du daher und machst mir Komplimente.«

Ich glühte – obwohl... Komplimente? Ich hatte ihr höchstens einen unbeholfenen Antrag gemacht, den Abend gemeinsam zu verbringen (und 99,999 weitere Abende, aber davon hatte ich ihr nichts gesagt). Ich überlegte verbissen. *Wann hatte ich ihr ein Kompliment gemacht?*

»Wann habe ich dir ein Kompliment gemacht?«

»Denk mal scharf nach, Benny. Was ist das schönste Kompliment, das ein Mann einer Frau machen kann?«

Viel hatte ich an dem Abend ja nicht gesprochen. Es konnte sich nur um irgendwas in Zusammenhang mit der *Jaco Pastorius Big Band* und ihrem Musikgeschmack drehen.

»Weiß nicht.«

»Soll ich's dir verraten?«

»Mmh. Sag schon.«

»Ein ordentlicher Steifer.« sagte sie mit derselben milden Verträumtheit, als hätte sie »*ein Strauß mit hundert roten Rosen*« gesagt.

».....!«

»Übrigens kein Grund, es jetzt zurückzunehmen. Komm schon, Benny, ist ja gut. Hast du schon vielen Frauen Komplimente gemacht?«

In welchem Sinn meinte sie das jetzt? Aber genau genommen war es eigentlich egal.

»Hmm... eigentlich... nicht.« Was in jeder Hinsicht stimmte.

»Dann laß mich raten. Du wolltest einer Frau mal ein Kompliment machen, aber sie hat's als Beleidigung mißverstanden?«

»Na ja. So ungefähr.« Sie hakte nicht nach, und von mir aus gab ich keine weiteren Erklärungen zu dem Thema ab. Ein Wirbelsturm kleiner Schmetterlinge drehte sich in meinem Bauch. Mein Hemd klebte an meinem schweißnassen Rücken. Ich lockerte den Knoten meiner Krawatte. Selbst Leonoras Humor war mir unheimlich – und die Vorstellung, daß sie nachher in ihrer Wohnung den Spaß womöglich ganz beiseite lassen würde, war mir noch unheimlicher. Ihren Humor kannte ich bereits – wie sah ihr Ernst aus?

»Du bist eine ziemlich... ungewöhnliche Frau.« brachte ich nach einer immensen Willensanstrengung hervor. Das brachte uns zwar nicht weiter, aber ich hatte einfach Lust gehabt, ihr das zu sagen, und es fühlte sich auch gut an – es zerging fast mit einem Prickeln auf der Zunge.

Was hatte ich mir erwartet? Daß sie »*Danke, Benny, das ist lieb von dir*« sagt und dabei rot wird? Sie zog eine Cassette aus ihrer Handtasche und schob sie in den Recorder.

»IIIIIIII... *love to love you baby*« stöhnte Donna Summer aus den Boxen.

»Na, dann verbringen wir eben einen ungewöhnlichen Abend zusammen.«

Ich wollte aber keinen ungewöhnlichen Abend mit ihr verbringen. Ich wollte überhaupt nichts Ungewöhnliches. Ich wollte nichts lieber als einen ganz gewöhnlichen Abend mit ihr, gemeinsam bei Kerzenlicht essen, dann vielleicht tanzen gehen, beim Slow würden wir uns küssen, aber was dann im Bett folgen würde, malte ich mir lieber noch nicht aus. Dumpf stiegen in mir Visionen von Peitschen und Ketten und gegenseitigen Erniedrigungen auf. Damit wollte ich nichts zu tun haben. Donna Summer machte mich nervös. Ich schaltete den Recorder aus. Das Zittern hatte wieder angefangen.

Leonora musterte mich eine Zeitlang schweigend. Dann griff sie nach meiner rechten Hand, die das Lenkrad fest umklammert hielt. Sie strich über meinen Handrücken – es war das erste Mal, daß sie mich berührte, ein sanftes Prickeln lief wie ein schwacher Strom durch meinen Arm. Ich lockerte den Griff, sie nahm meine zitternde Hand und führte sie zu ihrem Knie.

Ich stieg aufs Gas und fuhr auf die linke Spur. Das dumpfe Brummen des Motors stieg in einem gleichmäßigen Glissando an, bis es sich bei As einpendelte. Ich gab noch etwas Gas und machte aus dem As ein A. Im Puls der Peitschenlampen gab es jetzt weder Geschwindigkeit noch Ausfahrten. Wir standen still, die Stadt war eine gigantische Lichterscheibe, die sich langsam unter uns drehte. Ich ließ meine Hand unmerklich auf Leonoras Knie hin- und hergleiten. Der Kontakt des gespannten Nylons über Leonoras nackter Haut hatte eine betäubende Wirkung auf meine Handfläche, die nach und nach in meinen ganzen Körper übergang. Meine Nervosität legte sich allmählich. Ich zitterte noch immer ein wenig, aber mehr aus Erregung als aus Unbehagen. In meinem Kopf begann die Basslinie von *Justify My Love* zu hämmern, drei Noten ohne Variation, ein effizientes Ostinato.

»Benny?«

»Ja?« Das war jetzt Konversation, nicht Stimmung. Ich machte Anstalten, meine Hand von ihrem Knie zurückzuziehen, aber sie kam mir zuvor und hielt sie dort fest.

»Du bist der erotischste Mann, dem ich je begegnet bin.«

Wollte sie mich verarschen? Ich lachte ungläubig, obwohl ich mich im selben Moment dafür entschied, sie ernst nehmen zu wollen.

»Das mußt du mir jetzt erklären.«

»Muß ich das?! Du Dummer...« Sie ließ meine Hand los, und ich verstand das als Zeichen, sie zurückzunehmen. Eigentlich hätte ich sie ja gerne mein ganzes Leben lang dortgelassen, oder zumindest ein paar Jahre, aber dafür hätte sie wahrscheinlich kein Verständnis gehabt. Wir schwiegen uns wieder ein bißchen an, dann sagte sie:

»Ich könnt's dir natürlich erklären, aber das wäre witzlos. Ich glaube, ich lasse dich am besten selber draufkommen.« Warum mußte sie mir alles so schwermachen?

»Ich weiß echt nicht. Ich hab' mal wo gelesen, daß die meisten Frauen auf angegraute Schläfen...«

»Kalt, Benny, kaaaalt.«

Das war's also nicht.

»Meine... Konversation kann's auch nicht sein. Du siehst ja, ich bin kein großer Redner.«

»Wird schon wärmer.«

Jetzt war ich echt ratlos.

»Hör mal, ich tu' mir echt schwer mit dir...«

»Heiiiiiiß!«

Das Maß an Erklärungsbedarf hatten wir für heute schon ziemlich überschritten, und so begnügte ich mich damit, in mimischer Verzweiflung durch die Nase zu schnauben. Mit Wörtern verhielt es sich wahrscheinlich genauso wie mit Basslinien. Man mußte sie jahrelang studiert haben, Tausende von ihnen auswendig lernen, um sie auch nur halbwegs zu begreifen. Für heute abend war ich eindeutig eine Fehlbesetzung.

Ich wurde mal gefragt, warum ich ein Instrument spiele, *das man gar nicht hört*. Jetzt verstand ich, daß die Frage ernst gemeint war. Leonora war mit Wörtern so sattelfest wie Marcus Miller in einem Blues in E, und ich stand da wie ein Punkgitarrist, dem man erst den Unterschied zwischen E-Dur und E-moll erklären muß. »*Klingt fast gleich, Mann. Der erste is' geiler über'n Verzerrer. Wenn ich den Finger da wegnehm', klingt's irgendwie spanisch.*«

»Hörst du lieber Paganini oder B.B. King?« fragte Leonora.

»B.B. King. Die alten MCA-Aufnahmen mit Jerry Jemmott am Bass. Paganini kann ich nicht ausstehen.« Schön langsam gewöhnte ich mich an die Unvorhersehbarkeit ihrer Fragen. Ich konnte ihr nun antworten, ohne gleich in panikartige Überlegungen darüber zu verfallen, worauf sie nun eigentlich hinauswollte. Es fing sogar schon an, Spaß zu machen. Wie eine Jam Session mit einem *bad motherfucker*.

»Weißt du, daß Virtuosität ein richtiger Mythos der Romantik war? Als Paganini damals bekannt geworden ist, sind die Leute in Massen zu seinen Konzerten gekommen. Sie waren richtig verrückt nach ihm. Sie haben geglaubt, wer so viele Noten pro Sekunde spielt, der muß vom Teufel besessen sein. Weißt du, was Paganini in Wirklichkeit war?«

»Nein?« Ich wartete gespannt auf die Enthüllung über Paganinis geheimnisvolles Doppelleben.

»Ein Wichser.«

Zurück zum Start.

»Nein, wirklich. Ich sage das nicht nur so. Schau mal, so ein Geigenhals ist doch was irrsinnig Phallisches. Na, und was macht Paganini? Er fährt so schnell wie möglich mit den Fingern auf seinem Geigenphallus hin und her und arbeitet sich so von Höhepunkt zu Höhepunkt.«

Gehe ins Gefängnis und setze dreimal aus. Leonora ließ nicht locker und fuhr fort:

»Und heute? Schau dir ein Hardrockkonzert an. Da stehen die Gitarristen vorn und geben sich's irrsinnig auf ihren langen Dingern. Sicher kein Zufall, daß Al di Meola und Joe Satriani nicht Akkordeon spielen. Ich bin sicher, daß der ganze Virtuosenkult seine Wurzel im

Kastrationskomplex hat. Würde sich vielleicht mal lohnen, der Sache auf den Grund zu gehen.« schloß sie träumerisch.

»Und was ist mit B. B. King?« Vielleicht konnte ich sie so wieder auf den Boden der Tatsachen zurückholen.

»Den habe ich nur als Antithese hergenommen.«

»Als was?«

»Na, als Anti-Virtuosen halt. Einer, der nicht zwanzigtausend Töne pro Minute spielt, sondern höchstens mal drei. Sein musikalischer Wortschatz ist auch ziemlich begrenzt. Überhaupt ist er auf seinem Instrument eine ziemliche Niete, wenn du ihn neben alle unsere modernen Paganinis stellst. Aber wen kratzt das schon? Was er zu sagen hat, das sagt er, und um den Rest schert er sich einen Dreck. Eigentlich ist er der richtige Virtuose, weil er alles, was er sagt, auch meint. Na, und jetzt nimm dir einen wie... John Paparazzi her, und wie sie alle heißen. Der hat absolut nichts zu sagen. Er sagt's aber sehr gut.«

Zog Leonora eine Parallele zwischen B. B. King und mir? Den Funk hatte mir ja schon Harvey verkündet. Gehörte ich nun auch zu jenen, denen der Blues durch die Adern lief? Es dämmerte mir, worauf sie hinauswollte. B. B. King spielte gut, aber wenig. Viel spielen war schlecht. Ich wollte viel sagen, redete aber wenig. Und selbst wenn ich eine Niete war, hörte sie mir trotzdem gern zu. Sollte ich mich ermutigt oder niedergeschlagen fühlen? Ich wollte wieder meine Hand auf ihr Knie legen, wußte aber nicht, wie ich das am besten anstellen sollte. Ich schielte auf ihre Beine, und unsere Blicke kreuzten sich kurz.

»Woran denkst du, Benny?« sagte sie. Jede Spur von Heiterkeit war aus ihrer Stimme verschwunden.

Ich denke an deine Beine. Ich denke an dein Gesicht. An deine duftenden Haare. Deine Brüste. Dein enges Kleid. Die Relieflinien deiner Strumpfhalter. Den Rotweinfleck. Ich schwieg und starrte auf die Straße.

Was nachher geschah, ist in meiner Erinnerung nur verschwommen oder bruchstückhaft vorhanden, wie ein abgespieltes Videoband. Meine Augen blieben auf die Straße geheftet, während Leonora zwischen meinen Beinen rumfummelte. Mein erster Gedanke hatte paradoxerweise eine beruhigende Wirkung auf mich: es war also doch ein feuchter Traum, der Moment des Aufwachens würde unweigerlich näherrücken, und deswegen brauchte ich kein Unbehagen zu empfinden. Ich konnte mich gehen lassen – es war nur ein Traum. Meine einzige Sorge galt dem Fahrgeräusch, das ich so gut es ging konstant hielt.

Leonora öffnete meinen Reißverschluß und zog meinen Schwanz heraus, der sich anfühlte wie eine zu stark geschüttelte Sektflasche. Und

dann holte sie mir einen runter – obwohl »runterholen« nicht die richtige Bezeichnung war für das, was sie tat. »Runterholen« bedingte eine gewisse Mindestfrequenz, eine im wahrsten Sinn des Wortes notgedrungene Hast. »Raufholen« oder »obenhalten« wären in diesem Fall die angemesseneren Begriffe gewesen. Leonoras zarte Fingerspitzen stimulierten Nervenzonen, deren Existenz ich nicht einmal vermutete, und über die ich sonst achtlos drüberwichste. Ihre Finger liebkosten meinen Schwanz, sie vergnügten sich mit ihm wie kleine Kinder mit einem großen Spielkameraden, und für den großen Spielkameraden ging das Spiel viel zu langsam vor sich, *bitte, Kinder, wollt ihr nicht etwas schneller spielen, aber nein, sie machen's doch glatt mit A-b-s-i-c-h-t...*

»Woran denkst du, Benny?!« hauchte Leonora mir ins Ohr. »Erzähl's mir... alles... gaaaanz genau... jede Kleinigkeit... vergiß die Kleinigkeiten nicht...«

Das Gefühl, in einem feuchten Traum zu sein, hatte sich nicht verflüchtigt, und so kam ich Leonoras Aufforderung mit einer Leichtigkeit nach, die mich selbst verwunderte – dieselbe Leichtigkeit, mit der ich im Traum fließend Englisch sprach, obwohl beim Aufwachen nicht viel davon übrig war. Von der Erzählung selbst sind in meiner Erinnerung nur mehr Bruchstücke vorhanden – es war weniger eine Erzählung als eine Aneinanderreihung von kurzen Klischees und unzusammenhängenden Situationen, wie in einem Pornofilm, nur ohne die fadenscheinige Hauptstory zwischen den eigentlichen Porno-Episoden – und ich bin mir sicher, daß die wirklich interessanten Stellen alle den Bach runter sind. Ich starrte weiter auf die Straße und redete wie im Schlaf. Ich verwendete dieselben Wörter wie in *Playboys tausend dreckige Party-Witze*, aber ohne daß es komisch war. Ich sprach zu Leonora und verwendete Wörter wie »ficken«, »Schwanz« oder »Vulva«. Während ich sprach, fiel mir auf, daß die Wörter aus verschiedenen Registern stammten. »Vulva« zum Beispiel hatte ich das letzte Mal im Biologieunterricht in der dritten Klasse benutzt, aber jetzt fiel es mir ein, und obwohl es ein wissenschaftliches Wort war, mochte ich seinen dünnflüssigen und pikanten Beigeschmack. Wieso sagte ich dann »Schwanz« und nicht das zur »Vulva« passende »Penis«? Wahrscheinlich aus keinem anderen Grund als dem Sound. »Schwanz« klang einfach besser als »Penis« – »Schwanz« klang vor allem größer als »Penis«. Und wenn ich mich auf ein trockenes wissenschaftliches Register festgelegt hätte, dann wäre es soweit gekommen, daß ich auf Leonoras Gesicht ejakuliert hätte, was ich ein bißchen lieblos fand. Wenn ich ejakuliert hätte, würde ich mir nachher die Chirurgenhandschuhe abstreifen und »Ist gut, Sie können sich wieder anziehen« sagen. Auf ihr Gesicht kommen war viel netter. Kommen bedeutete, daß ich da war, auf ihr, und nun waren wir zusammen.

Die andere Hand hatte Leonora unter ihr Kleid geschoben, und ein seltsamer Gedanke durchfuhr mich: *hatte sie Klavier oder Schlagzeug gelernt?* Ein Rest von nüchterner Geistesgegenwart in mir hatte ihre rhythmische Koordination bemerkt. Ihre rechte Hand erging sich in frenetischen (aber unbeirrbar regelmäßigen) Zuckungen, während ihre Linke mit ebenso unbeirrbarer Langsamkeit weite Synkopenbögen über meine Erregung spannte. Ich hörte weiter – etwas ungläubig – meine eigene Erzählung. Es war wie die erste Schallplatte, zu der mich Harvey Bass spielen ließ. Es ging einfach von selbst – es flutschte.

»Hör nicht auf zu reden« hauchte Leonora. Ich schaute wieder auf ihre Beine rüber – sie merkte es und schob ihr Kleid etwas höher. Mein erster Impuls war, meine Hand auszustrecken, den Kontakt wiederherzustellen. Doch ihre Bitte war mir heilig, ich durfte mich auf keinen Fall unterbrechen. Der Fluß der Worte würde versiegen, sobald ich sie berühren würde. Solange ich aber die Lust der Berührung hinausschob, strömten sie weiter. In Worten ließ ich meine Zunge über ihre Beine gleiten und gleichzeitig ließ ich in meinem Kopf eine andere Leonora entstehen, die in ihren Konturen viel schärfer war als die, die neben mir saß. Diese Leonora konnte ich fast in ihre Fasern zerlegen, ich konnte sie drehen und wenden und mit ihr experimentieren, aber diese Freiheit erahnte ich jetzt nur als flüchtigen Vorgeschmack. Unmerklich war ich in Teile meines gedachten Plädoyers für den Club der Strapsfreunde reingerutscht, und nachdem ich diesen Teil der Erzählung schon innerlich vorgeprobt hatte, konnte ich mich umso freier auf meine Improvisation konzentrieren, ohne allzu lange überlegen zu müssen und dadurch den Fluß der Erzählung zu unterbrechen.

»Nicht aufhören, Benny...« sagte sie mit leichtem Tremolo in der Stimme. Irgendwo am unteren Ende meiner Wirbelsäule spürte ich das Klicken des Kippschalters – jetzt gab es kein Zurück mehr. Diesmal kam es mir aber nicht sofort, stattdessen stieg die Spannung in mir immer mehr und mehr. In meinem Körper bildeten sich kleine Druckperlen, die alle die Oberfläche suchten. Ich folgte der Straße, wohin sie mich führte – das Leuchtfeuer der Peitschenlampen war verschwunden, und wir trieben ruderlos in einem glitzernden Rücklichtermeer. Leonora beschleunigte den Rhythmus – das Pochen des Blutes übertrug sich auf ihre Handflächen, sie spürte, daß es mir kommen würde und zog meinen Schwanz etwas zur Seite. Lange Sperma Bahnen schossen in ihre Richtung und überschwemmten sie – endlose weiße Spritzer landeten überall auf ihr.

Bremslichter leuchteten vor uns auf, und mit der Tonhöhe des Fahrgeräusches sank auch meine Erregung. Die eigenartige Tonfarbe meiner Gedanken klang mit einem Schlag dissonant in meinen Ohren.

Die Dominantakkorde mit den wüsten Erweiterungen hatten sich in schlichtes Moll aufgelöst. Nun wollte ich Leonora einfach küssen, und dieser Schluß erschien mir zugleich banal und seltsam. Die Ordnung der Dinge war durcheinandergeraten, wie das Frühwerk eines erstsemestrigen Kompositionsstudenten. Ich hatte Leonora dreckige Phantasien erzählt, ich hatte auf sie abgespritzt, aber ich hatte sie noch nicht geküßt – ich fühlte mich wie ein Bartok-Freak, der aus unerklärlichen Gründen plötzlich Lust auf Elton John bekommt. Fragmente meiner Erzählung hingen mir in den Ohren und waren mir jetzt unangenehm. Um ein Haar hätte ich mich dafür entschuldigt – ich konnte es mir gerade noch verkneifen.

Leonora nahm ein Stofftaschentuch aus ihrer Handtasche und wischte sich die Spermaflecken ab, wobei sie mit einer Art liebevoller Bedächtigkeit ans Werk ging – jedenfalls nicht angewidert, wie ich es mir erwartet hätte. Sie schaute mich zufrieden an.

»Wird Zeit, daß du zum Ritter geschlagen wirst.« meinte sie. Wenn es ein Witz war, verstand ich ihn nicht. Es war aber kein Witz. Ich sollte noch am selben Abend draufkommen, daß es ihr Ernst war.

[...]

The General – Buster Keaton

Woran geht man normalerweise achtlos vorbei? Schwer zu sagen: egal, was man zur Antwort gibt – zum Beispiel »die Auslage einer Apotheke« oder »Fachgeschäfte für altes Blechspielzeug« – es ist nie ganz aufrichtig, weil man ja eben doch ein bißchen daran gedacht hat. Die bloße Tatsache, daß es einem eingefallen ist, beweist, daß man irgendwie doch darauf geachtet haben muß.

Hätte mir jemand die Frage gestellt, hätte ich alles mögliche aufgezählt, nur nicht – Bücher. Weil ich auf Bücher eben wirklich sowas von überhaupt nicht achtete. Und wenn es mir jetzt einfällt, dann nur, weil es das erste war, was mir beim Betreten von Leonoras Wohnung ins Auge stach. Bücher. Überall Bücher.

Die Wohnung nahm den ganzen letzten Stock eines Altbaus nahe dem Zentrum ein, und dort stapelten sich Bücher vom honigfarbenen Parkettboden bis zur hohen Decke mit Gipsstukkatur. Überall Bücher, an allen möglichen und unmöglichen Stellen. Nicht nur in den Bücherschränken, die offenbar wirklich alt waren und nicht nur auf alt taten, sondern auch am Fußboden, auf dem Couchtisch, neben der Stereoanlage. Später sah ich dann auch Bücher am Gewürzregal in der Küche, über der Badewanne – und am Klo, wie bei meinen Eltern, allerdings gab es da nicht *Reader's Digest*, sondern eben diesen Marcel Proust, den ich schon erwähnt habe, und von dem mir Leonora in den höchsten Tönen vorschwärmen sollte. Leider war ihre Ausgabe auf Französisch, und so mußte ich mich beim Scheißen damit begnügen, die verschiedenen Umschlagbilder zu studieren. Auf einem Band war eine altmodisch gekleidete Frau mit Sonnenschirm als verschwommenes Porträt dargestellt, ein anderer Band zeigte eine Tasse Tee und einen angebissenen Keks, ein dritter einen Kirchturm. Wahrscheinlich nicht viel Action.

Natürlich gab es bei meinen Eltern außer den *Reader's Digest* auf der Toilette auch andere Lektüre, aber ich merkte sofort, daß hier etwas anders war. Die Bücher meiner Eltern waren oft noch in Plastik verschweißt. Auf dem Buchdeckel waren meistens ein Mann und eine Frau abgebildet, die sich umarmten. Oder nur eine Frau allein. Oder ein Mann mit einer Waffe, und im Hintergrund eine oder mehrere Frauen. Meine Eltern hatten sich vor Jahren in einem Buchklub eingeschrieben, der ihnen regelmäßig armdicke Wälzer zuschickte, die dann das große Regal im Wohnzimmer anfüllten. Wenn meine Mutter mal einen von den Wälzern zu Ende gelesen hatte (mein Vater las nur Zeitung), waren schon drei oder vier Neue nachgekommen. Mein Vater hatte mich einmal gebeten, die Bücher zu ordnen, und ich fragte mich, wie ich das wohl machen sollte. Nach der Farbe? Oder nach der Größe? Ich entschied mich für die Farbe. Ein paar Stunden später sah unser Buchregal wie ein Regenbogen aus: auf der obersten Regalstufe standen alle Bücher mit weißem Buchrücken, darunter die gelben, dann hellrot, dunkelrot, mit grünem Buchrücken fand ich leider nur zwei, und auf der untersten Regalstufe bildeten blaue und schwarze Bücher den Abschluß. Zu meiner Verwunderung waren meine Eltern über dieses Ordnungsprinzip entsetzt. Sie meinten, ich hätte nur Unfug im Kopf, und stellten kopfschüttelnd und brummelnd die alte Unordnung wieder her. Wenn man nachher genau hinsah, konnte man das halbverschüttete Regenbogenspektrum noch erkennen. Das Regal war seitdem nicht mehr umgeordnet worden.

Bei Leonora erkannte ich keines von meinen Ordnungsprinzipien wieder. Zerfledderte Taschenbücher lehnten an teuer aussehenden Lederbänden (die gab es auch bei meinen Eltern, aber da sahen sie nur alt aus – diese hier waren wirklich alt). Knallbunte Science Fiction-Comics lagen quer über staubigen Wälzern, von denen ich nicht einmal den Titel verstand (war das da Italienisch oder Spanisch?). Vor allem aber sahen diese Bücher alle *gelesen* aus. Mir wurde schwindlig.

Leonora warf ihre Jacke über den Kleiderständer. Dann zog sie ihr Kleid über den Kopf und ließ es auf den Boden fallen. Im *Joy of Sex* meiner Eltern hatte ich mal die Zeile aufgeschnappt, daß Männer im Gegensatz zu Frauen in mancher Hinsicht wie Münzautomaten funktionieren. Daran dachte ich nun, als Leonora in Schuhen und Strümpfen vor mir stand und einen abwägenden Blick in ihre Garderobe warf. Es schien ihr absolut nichts auszumachen, so unbekleidet vor mir zu stehen, und als sie mich kokett anlächelte, konnte ich nur blöd zurückgaffen. Ich gab mir Mühe, so ausgelassen wie sie zu wirken, aber die Obszönitäten von vorhin hingen jetzt wie eine Urschuld über mir und drohten, mir den Abend zu versauern. Die Stille bedrückte mich – ein paar Stock tiefer rauschte der Verkehr vorüber, hier war das einzige

Geräusch das Klackern von Leonoras Stöckelsandalen, während sie unentschlossen vor ihrer Garderobe hin- und hertrippelte.

»Hast du die... alle gelesen?«

Sie zog ein Kleid aus der Garderobe – ein dunkelblaues Kleid mit kleinen weißen Pünktchen (oder Gänseblümchen?) drauf, das in seiner Schlichtheit einen pikanten Kontrast zu ihrer raffinierten Spitzenunterwäsche bildete.

»Und wenn schon?« sagte sie und zog sich das Kleid über den Kopf. Sie stöberte in einer Ecke des Wandregals, zog ein Buch raus und streckte es mir hin. *Ontologie der Perplexität*. Unter dem Titel des Buchs konnte ich mir absolut nichts vorstellen, also blätterte ich ein bißchen darin. Es enthielt keine Abbildungen, dafür sehr viel kleingedruckten Text, mit langen, vielsilbigen Wörtern, deren Bedeutung ich nicht kannte. Ich zögerte, es ihr kommentarlos zurückzugeben. Vielleicht sollte ich anstandshalber noch ein bißchen darin rumblättern und ihr zeigen, daß ich ihre Interessen teilte. Sie löste mein Dilemma, indem sie es mir wieder aus der Hand riß. Sie öffnete das Fenster und schwang das Buch theatralisch wie ein Diskuswerfer einen Diskus, bis es in hohem Bogen aus dem Fenster flog. Wir hörten es auf der Straße aufprallen. Jemand protestierte. Ein Auto hupte. Offenbar schmiß sie gerne Sachen aus dem Fenster.

»Jetzt bist du – perplex.« sagte sie und brach in barbarisches Gelächter aus. Dann wurde sie mit einem Schlag wieder Ernst.

»Worauf hast du Lust, Benny?« Eine Reihe von Bildern schoß mir durch den Kopf, Klischees eines »gewöhnlichen« Abends, die alle in Sekundenschnelle zu pornographischen Visionen mutierten. Was sollte ich ihr sagen?

»Weiß nicht.« Jetzt kam mir die Autofahrt wirklich wie ein feuchter Traum vor. Jetzt – war ich wach und nüchtern. Der Rausch war verflogen. Es war mir schleierhaft, wie ich vorhin meine Einfälle in Worte hatte fassen können. Ich wollte so gerne wieder in diesen Zustand der Unbefangenheit zurückfallen, aber wie? Während ich nachdachte, sah mir Leonora in die Augen, und ich hatte das Gefühl, all meine Gedankenbilder würden als winziger Film in meinen Pupillen ablaufen und sie könnte sie sehen. Leonora hakte nicht nach, und sie schien mir meine Wortkargheit auch nicht übelzunehmen. Nun erinnerte sie mich an die Kinderärztin, zu der ich nach der Geschichte mit der Zigarrenkiste geschickt worden war. Sie entschuldigte sich kurz und verschwand in der Küche.

Die Bücherwand wirkte bedrohlich, aber Leonora hatte auch eine beachtliche Plattensammlung, und mit Platten konnte ich etwas anfangen. Wenn ich bei Leuten eingeladen war (was nicht sehr oft vorkam), war die Plattensammlung das einzige, was ich mir genau

ansah. Meistens waren es nicht so sehr einzelne Platten, die ich mochte oder nicht mochte, sondern Kombinationen. Eine einzelne Platte konnte als Mißgriff oder als Glücksgriff gewertet werden, aber wenn *Keith Jarrett: The Köln Concerts* und *Dave Brubecks Greatest Hits* Seite an Seite standen, konnte man sicher sein, daß man den ganzen Abend lang das Wort »genial« zu hören bekommen würde. *Geniaaaaaal*. Immerhin. Bei Tracy Chapman und Tanita Tikaram (die einzeln schon schlimm genug waren) versickerte der Abend meistens in peinlichem bis feindseligem Schweigen. Auf der anderen Seite gab es natürlich auch Kombinationen, die sympathisch waren, wie zum Beispiel – heyyyyy: Wayne Shorters *Atlantis* neben *The Greatest Hits of Chic and Sister Sledge!* Das konnte nicht sein! Rufus & Chaka Khan neben Hal Galpers *Ivory Forest!* Ich ließ Zeige- und Mittelfinger über die Plattencovers hürdenlaufen und traute meinen Augen nicht. Ornette Coleman!? Chuck Brown & The Soul Searchers?! Bartok?! Abba?!? Wo ich in Leonora bis jetzt nur Untiefen voller unheimlicher Schatten wahrgenommen hatte, tat sich plötzlich ein Kontinent gemeinsamer Vorlieben auf. Im Auto war ich bloß verwundert gewesen, daß sie manche schrägen Musiker kannte, die ich gerne hörte. Es war mehr eine Vorahnung, doch die richtige Offenbarung fand jetzt statt. Selbst ihr schlechter Geschmack hatte Stil.

Leonora kam mit einer Sektflasche und zwei Sektflöten aus der Küche zurück. Sie glitt auf die Couch und nickte mir zu, ich solle mich neben ihr niederlassen.

»Na schön. Wenn du keinen Vorschlag hast, dann mache ich eben einen. Ich schlage vor, wir saufen uns an, und dann unterhalten wir uns ein bißchen. Oder sollen wir uns einen Pornofilm anschauen? Ich hab' alle Teresa Orlowskys.« Der Korken knallte und flog gegen die Decke.

»Ansaufen ist schon okay.« sagte ich mit schlecht gespielter Gelassenheit und starrte auf ihre Beine, auf die sich der überquellende Sektschaum ergoß.

»Ungeschickt...« sagte Leonora zu sich selber und verfolgte gedankenverloren die perlenden Bahnen, die an ihren Beinen runterliefen. Erst als der Strom versiegt war, nahm sie die Flasche und füllte unsere Gläser. Wir ließen sie aneinanderklingeln, Leonora runzelte kurz nachdenklich die Stirn und sagte dann feierlich:

»Auf die Ungeschicklichkeit.«

»Auf die Ungeschicklichkeit.« erwiderte ich zögernd und überlegte mir die tiefere Bedeutung dieses seltsamen Trinkspruchs. Ich empfand ihn spontan als Aufmunterung, bei näherer Betrachtung schien er jedoch ein paar unzumutbare Fußnoten zu beinhalten, und deswegen lenkte ich meine Überlegungen schnell in eine andere Richtung.

Wir nippten an unseren Sektgläsern und sahen uns schweigend an. Ich hätte gerne mit ihr über ihre Platten geplaudert, aber irgendwie fühlte ich, daß sie sich jetzt etwas anderes von mir erwartete.

»Hast du eine Zigarette, Leonora?« Ich hatte vor Jahren das Rauchen aufgegeben, aber plötzlich stieg in mir ein unbändiges Verlangen nach einer Zigarette auf. Diese Zigarette war jetzt die wichtigste Sache der Welt, denn sie schob alle beängstigenden Gedanken beiseite, die in mir aufzusteigen drohten.

Leonora ging wieder in die Küche. Ich hörte das Rollen von Schubladen und das Klappern von Schranktüren und merkte, daß ich wieder zu zittern begonnen hatte. Sie kam zurück und hielt mir eine Packung filterlose Gauloises hin. Mit zitternder Hand fischte ich eine Zigarette raus, aber plötzlich veränderte sich etwas. Es war mir nicht mehr unangenehm, in ihrer Gegenwart zu zittern. Leonora fixierte die tanzende Flamme des Feuerzeugs, und eine sonderbare Erregung machte sich in mir breit. Ich zog an der Zigarette und inhalierte tief, es zerriß mir fast die Lungen, und Tränen stiegen mir in die Augen, als ich Leonora durch den blauen Rauch hindurch ansah. Meine Unrast war in eine seltsame Art seelenruhiger Hochstimmung umgeschlagen. Ich beobachtete meine zitternden Gelenke, aber es kam mir so vor, als würde dieser Körper nicht zu mir gehören – er drückte nicht das aus, was mir durchs Hirn ging. Ich schwieg weiter und schaute Leonora an. Auf dem windstillen Wasser meiner tiefblauen Zuversicht kräuselten sich kleine Wirbel, die allmählich zu ausgewachsenen Strudeln anwuchsen und ihre Quecksilberröhren tief bis in den aufwirbelnden sandigen Grund schlugen. Gerade noch waren es persönliche Gedanken, obszöne Gedanken, lächerliche Gedanken, jetzt waren es nur mehr Strudel, ungreifbare Schläuche, die sich langsam und anmutig in die Tiefe wanden. Leonora wartete geduldig – obwohl es eigentlich nicht warten war, was sie tat. *Warten* bedeutete, daß sie sich irgendein Resultat meines Schweigens erwartete. Warten benötigte Geduld, aber die war hier unerheblich. Leonora war einfach *da*, und ich konnte schweigen, solange ich das Bedürfnis dazu verspürte. Ich wußte, daß sie nicht als erste etwas sagen würde. Vor zehn Minuten – oder wie lange saßen wir schon schweigend da? – hätte ich es als unangenehm empfunden, jetzt war ich ihr fast dankbar dafür. Ich begann, mit meinem Blick über ihren Körper zu schweifen, nicht verstohlen, sondern bewußt. Ich ließ meinen Blick über ihre Beine gleiten, und ab und zu sah ich ihr wieder in die Augen, wie ein Taucher, der Luft holt, um wieder in die Tiefe hinabzusinken. Ich nahm mir Zeit. Ich hatte Zeit. Es gab keine Zeit mehr.

Ein flimmernder schwarzer Kreis engte mein Gesichtsfeld ein, aber darin nahm ich alles mit einer ungeheuren Präzision wahr – die Falten, die ihre Strümpfe um die Kniekehlen und die Fesseln warfen, jede einzelne Faser des Nylons, der sich über ihre blasse Haut spannte, die

angefeuchteten Flächen, die der Sektschaum hinterlassen hatte. Die *Enterprise* flog nun Lichtgeschwindigkeit in einem täuschend starren Universum, und einsame Nacht umgab sie.

Leonoras große tiefgrüne Augen schimmerten klar und unergründlich wie ein Gebirgssee im Abendlicht, eingebettet in das ewige Eis ihrer Puppenhaut. Ab und zu blitzte ein kecker Kringel auf der Oberfläche, doch schon war der Gedanke, der ihn verursacht hatte, wieder hinabgetaucht, und ich sah nur noch seinen flüchtigen Schatten in der Tiefe verschwinden. Ich hätte ihr gerne von den Bildern erzählt, die in meinem Kopf aufstiegen, aber sie verwandelten sich nur zu einem Bruchteil in Wörter, oder höchstens in unzusammenhängende Satzketten. Außerdem fürchtete ich, daß der harte Klang meiner Stimme den dünnen Gedankenfaden zerreißen würde, der sich langsam in mir weiterspinn – und würde ich dieses abgelegene Tal der Stille jemals wiederfinden?

Der Anblick der Bücherwand bekam nach und nach etwas Bedrückendes. All das, was mir jetzt einfiel und sich langsam zu Ketten von Wörtern bildete, die mir neu vorkamen, stand da vielleicht schon drin, irgendwo zwischen zwei vergilbten halbvergessenen Seiten, und obendrein vielleicht noch viel besser zu Ende gedacht und ausgedrückt. Leonora hatte mich zwar zur Ungeschicklichkeit ermuntert, aber ich hatte doch Angst, daß sie meine Worte als abgedroschen empfinden würde. Sie schien diese inneren Bedenken an meinem Gesicht abzulesen und schenkte mir Sekt nach. Ich trank das Glas in einem gierigen Zug leer – die Aufregung des Abends trug erheblich dazu bei, daß es mir augenblicklich zu Kopf stieg.

»Leonora...« Ich war kurz davor, zu lallen. Ihr Name füllte den Raum aus. Ich hörte das Eis knirschen – bald würde es tauen und abbrechen und in der Flut schmelzen.

»Ich sitze einfach da und starre dich an. Tausend Dinge gehen mir durch den Kopf, aber... ich weiß nicht, wie ich sie ausdrücken soll, oder... manchmal weiß ich es doch, und es kommt mir ein bißchen lächerlich vor...« Ich hörte mir beim Denken zu. Die Schweißnäse in meinem Rücken war mir nun gleichgültig. Leonora kniff die Augen zusammen. Sie wirkte gespannt aufmerksam, ohne eine Spur von Feindseligkeit.

»In ein paar Stunden werde ich müde sein... ich werde schlafen... ein neuer Tag wird beginnen, und ich werde warten müssen... so wie man jahrelang auf die Rückkehr eines Kometen wartet... bis wir uns so wie heute gegenüber sitzen... und da draußen sind so viele Dinge, an denen ein Komet zu Staub zerschellen kann... dann kann man warten, solange man will, der Himmel bleibt schwarz...« Es dauerte nicht lange, bis obszöne Visionen Leben in diesen schwarzen Hintergrund brachten. Ich hatte Mühe, mir zu folgen.

»Ich weiß nicht mal genau, was ich von dir will.« log ich, um irgendwas zu sagen.

Leonora nickte langsam, als würde sie hinter meinen Worten einen tieferen, mir selbst unbekanntem Sinn erahnen.

»Ich weiß, was du von mir willst, Benny. Aber weißt du, was ich von dir will?« Ihre Stimme klang zugleich warm und sachlich.

»Nein.« Diesmal war ich ehrlich. Sie lehnte sich zurück und schaute an die Decke. Ihre wohlgeformten Brüste hatten die Wölbung von zwei Honigmelonen und spannten den Stoff ihres Kleides.

»Hast du schon mal was von *amour courtois* gehört?«

»Nein. Was ist das?«

»*Amour courtois*. Ritterliche Liebe.«

Ein Gefühl der Enttäuschung durchfuhr mich. Ritterliche Liebe. Was konnte das sein? Eisenherz ritt über die Zugbrücke und machte sich auf, in fernen Ländern einem Haufen Analphabeten den Schädel einzuschlagen. Ilene stand auf der Burgmauer, einen Blumenkranz in ihrem geflochtenen Haar, und winkte Eisenherz. Es gab keine Frauen auf Burgmauern mehr, und ich sollte mich wohl kaum freiwillig bei der Fremdenlegion melden. Was konnte Leonora von mir wollen? Was es auch war, ich stellte es mir als sehr aufwendig für mich vor, und nicht besonders aufregend.

»*Amour courtois*«, fuhr Leonora fort, »ist eine ganz spezielle Spielart der Liebe.«

Also doch? Ich sah einen flüchtigen Flash von Folterkammern, Streckbänken und glühenden Eisen.

»Was ist daran so speziell? Nun, zunächst einmal gibt es keinen Sex. Verboten.« Sie quittierte meinen enttäuschten Gesichtsausdruck mit einem schiefen Lächeln. »Der Troubadour – das ist unser ritterlicher Liebhaber – bekommt seine Dame höchstens einmal bei einem Turnier zu Gesicht. Wenn überhaupt. Sie schenkt ihm irgendein Stück ihrer Kleidung, einen Kamm, ein Halstuch, ein Strumpfband. Das trägt er dann ganz stolz bei sich und zieht in die Schlacht. Das höchste der Gefühle ist vielleicht einmal ein Küßchen in Ehren.«

Was würde jetzt geschehen? Leonora würde mir einen Gute-Nacht-Kuß auf die Wange drücken? Ich würde im Regen zum Wagen gehen, ihren Strumpfbandgürtel in der Hosentasche? Komische Vorstellung. Gefiel mir überhaupt nicht.

»Was macht nun unser Troubadour, wenn er weit weg von seiner Dame ist und ihm die Zeit lang wird? Er schreibt ihr. Gedichte. Gesänge. Und die schickt er ihr dann.«

Schreiben? Wollte sie, daß ich ihr schreibe? Solange meine Großmutter noch lebte, schrieb ich ihr einmal im Monat einen Brief ins Altersheim, und auch nur, weil sie mich darum gebeten hatte, sie auf dem laufenden zu halten, was ich so treibe. Nachdem ich eigentlich immer dasselbe trieb, schrieb ich auch mehr oder weniger immer denselben Brief. Und selbst dabei hatte ich alle Mühe, das Blatt vollzukriegen, denn ich nahm mir immer vor, wenigstens eine ganze Seite zu schreiben.

»Und was passiert dann, wenn der Typ genügend Gedichte geschrieben hat?« fragte ich.

»Nichts. Es hat mich nur auf eine Idee gebracht. Aber dazu müssen wir das Paradigma wechseln.«

»Das was?«

»Das... Schema. Was hältst du denn von ritterlicher Liebe?«

Absolut nichts. Noch weniger als von Peitschen und Ketten. Da wäre wenigstens was los, und vielleicht hätte ich mich sogar daran gewöhnen können. Aber an ritterliche Liebe? Niemals.

»Hmm. Weiß nicht.« Vielleicht hielt sie viel davon, auch wenn ich diese Vorliebe mit dem, was sich im Auto abgespielt hatte, nicht ganz in Einklang bringen konnte. Hatte sie mich am Ende nur scharfgemacht, um mich jetzt wie eine heiße Kartoffel fallenzulassen? Alles nur, damit ich ihr unter größten Mühen holprige Gedichte bastelte? Wut und Resignation stiegen in mir auf.

»Klingt ein bißchen trostlos.« wagte ich mich vor.

»Ein *bißchen*?!! Benny!!! Das ist doch die trostloseste Sache der Welt!!!«

Mir fiel ein Pflasterstein vom Herzen. Es war also nur ein schlechter Scherz. Klammer zu. Die prickelnde Stimmung von vorhin war zwar verschwunden, aber das konnte ja wieder werden.

»Und warum hast du mir das alles dann erzählt?«

»Wie gesagt, es hat mich auf eine Idee gebracht. Ich habe dir ja schon angekündigt, daß ich etwas von dir will. Eigentlich sollte ich mir ja damit Zeit lassen, aber dann habe ich mir gesagt, ist vielleicht reizvoller, wenn wir gleich damit anfangen.«

»Wenn wir gleich womit anfangen?«

Sie ignorierte meine Frage.

»Benny, ich bin genauso scharf auf Sex wie du.« Der Pflasterstein rutschte etwas tiefer in meine Hose. »Sex ist einfach die schönste Sache der Welt, und wenn er das nicht ist, dann muß man eben die schönste Sache der Welt draus machen. Was ich also von dir will, oder besser gesagt, was ich *mit* dir will, Benny, ist toller Sex! Schau mich nicht so

entgeistert an! Jetzt hör dir erst mal den Rest an, sonst wirst du mir vor lauter Einschüchterung gleich impotent.«

Ich war gerade dabei, meine besten Fingernägel zu ruinieren.

»Also«, fuhr sie fort, »was ist heute beim Sex ritterlich? Was tut der moderne Sex-Ritter – oder nennen wir ihn etwas zeitgemäßer Sex-Gentleman? Er macht nicht nur Komplimente, wie ich dir vorhin erklärt habe, sondern bemüht sich ebenso um die Aufrechterhaltung seiner Komplimente. Im Klartext: er hütet sich davor, abzuspritzen, bevor seine Geliebte alle ihre Orgasmen, oder zumindest einen, gehabt hat. Das ist einfach... Höflichkeit, wie wenn du einer Frau beim Einsteigen in den Bus den Vortritt läßt. Was meinst du?«

Ich nickte eifrig.

»Es geht also um Geduld. *Plus c'est long, plus c'est bon*, wie die Franzosen sagen. Je länger, desto besser. Jetzt mal zeitlich gesprochen.« Sie sah die besorgte Skepsis in meinem Blick. »Du brauchst keine Angst zu haben. Ich verlange von dir nicht, daß du den Weltrekord in Dauererektion brichst. Es ist mehr ein Spiel, das ich dir vorschlage.« Die ganze magische Spannung von vorhin war verschwunden. Sie sprach, als würde sie mir die Regeln von *Monopoly* erklären.

»Hast du schon mal von Freuds *Unbehagen in der Kultur* gehört?«

Freud kannte ich. Das war der Typ, der das Unterbewußtsein oder so erfunden hatte. Die Frage kam im *Trivial Pursuit* vor, und ich hatte sie mir gemerkt, weil es mal Streit gab, ob meine Antwort gültig war oder nicht.

»Nein.« Jede Hoffnung, mit ihr etwas über ihre Plattensammlung zu plaudern und dann ein bißchen rumzuschmusen, war jetzt endgültig den Bach runter. Es drohte eine Abhandlung über ihre Bücher.

»Na, egal. Weißt du, worauf unsere gesamte Kultur aufgebaut ist? Unsere gesamte Zivilisation?« Sie zündete sich ebenfalls eine Gauloise an und blies den Rauch gedankenverloren in die Luft.

»Auf schlechtem Sex. Auf zuwenig Sex. Auf gar keinem Sex. Auf einem Haufen Frust.« Sie ließ mir Zeit, diese Meldung zu verdauen.

»Diese ganzen Bücher da« – sie beschrieb mit einer Hand einen Halbkreis in Richtung der Bücherwand – »sind eigentlich nur geschrieben worden, weil ihre Autoren sexuell vertrackt waren. So wie, wenn du im Krankenhaus liegst und vom langen Liegen einen eitrigen Abzeß kriegst. Wenn du nur lange genug enthalten bist, dann fließt vielleicht irgendwann einmal Tinte aus deiner wundgelegenen Seele.«

»Aber... du hast doch auch ein Buch geschrieben.«

War ihr Gesichtsausdruck jetzt... *perplex*, wie sie das vorhin genannt hatte? Jedenfalls dachte sie länger nach als sonst.

»Wie stellst du dir mein Sexleben vor, Benny?«

»Weiß nicht. Wild.« Vor meinem geistigen Auge wechselten Photos aus den Ankündigungskästen von Pornokinos einander ab, mit Leonora als weiblichem Hauptdarsteller. Ich hatte Mühe, mir die Balken von den Brüsten und den Geschlechtsteilen wegzudenken.

Als hätte sie meine Gedanken erraten, sagte sie: »Wild, ja.« Sie zog an ihrer Zigarette und inhalierte tief. »Aber nicht gut.« Sie blies den Rauch in die Luft und sah mich an.

»Und... ich soll das jetzt ändern?« fragte ich ungläubig.

»Ja.«

Überfordert. Das war die Terz zu der bizarren Harmonie, die meine Anziehung zu ihr ausmachte. Was wohl nichts anderes bedeutete, als daß ich etwas von ihr lernen wollte. Ich stand auf und ging zum Fenster.

Unter dem bewölkten Nachthimmel war die Sicht vollkommen klar. Straßen zogen ihre Leuchtbahnen und kreuzten sich. Ganze Stadtviertel lagen ausgebreitet da wie ein gigantisches *Monopoly*. Es gab Regeln dazu, und es lag nur an mir, sie einzuhalten oder nicht. Neben mir schlug ein Schmetterling mit den Flügeln – wann würden die ersten Sturmwolken am Horizont heranziehen?

Der Sekt perlte noch immer in meinem Kopf. Worte würden mir jetzt leicht von der Zunge gehen. Bald würde ich schlafen, der Komet würde so oder so irgendwann zu Staub zerschellen, aber Worte waren ein neues Instrument in meinen Händen, und ich wollte dieses Instrument spielen. Sie konnten vielleicht die Welt aus den Angeln heben, wie eine gute Basslinie. Ich war noch ein Anfänger, aber das Spiel würde mir sicherlich gefallen. Ich kehrte der Stadt den Rücken zu und sah Leonora an.

»O.K., ich will mit dir spielen.« Sie schenkte mir ein breites Lächeln der Zufriedenheit. »Erklär' mir die Regeln.« Sie drückte ihre Zigarette aus.

»Ich will deine Phantasien, Benny.«

Es *war* nur ein Spiel, und deswegen ließ ich den Satz einfach in der Luft hängen und wartete auf den Rest. Sie zündete sich gleich eine neue Zigarette an. Jetzt würde sie die Karten auf den Tisch legen.

»Es wäre natürlich verlockend, wenn wir jetzt ohne weitere Umschweife zur Sache kommen und uns die ganze Nacht das Hirn rausvögeln.«

Ich nickte höflich. Es war nur ein *Spiel*, und mir fiel plötzlich auf, daß ich nirgends mit mehr Ernst bei der Sache war als beim Spielen.

»Aber guter Sex passiert nicht so einfach, Benny. Der fällt einem nicht so einfach in den Schoß, könnte man sagen. Der Sex, den ich meine, ist nicht nur eine unterhaltsame Episode im Leben. Ich rede hier von dem Sex, der das Leben selbst ist. Wir könnten jetzt Sex haben, hier und jetzt, auf der Couch, und es könnte sehr gut sein. Aber wie toll wir's jetzt auch treiben würden, es wäre immer nur die Spitze eines Eisbergs. Vielleicht eine große Spitze, aber eben nur eine Spitze. Ich will aber wissen, was unter der Oberfläche ist. Ich will den ganzen Eisberg.«

Alkohol war zwar förderlich für das Ausdenken von eigenen Bildern, dafür verstand ich Leonora umsoweniger, wenn sie in ihren eigenen Bildern sprach. Sie dürfte meine nachdenkliche Miene für Zögern gehalten haben, denn sie setzte hinzu:

»Du stehst jetzt da wie der Fischer aus der Fabel. Soll ich den kleinen Fisch ins Wasser zurückschmeißen und auf einen größeren hoffen? *Un tien vaut, ce dit-on, mieux que deux, tu l'auras. L'un est sûr, l'autre ne l'est pas.*«

»Und was bedeutet das?«

»Das bedeutet: der Spatz in der Hand ist besser als die Taube auf dem Dach. Die Zweideutigkeit dieses monumentalen Satzes laß jetzt mal beiseite. Mit der Moral dieser Fabel gebe ich dir eigentlich einen schlechten Rat. Und überhaupt war ich mit dem Wort Moral immer per Sie. Nach der Fabel von der Ameise und der Heuschrecke habe ich Heuschrecken geliebt und Ameisen gehaßt. Am liebsten hätte ich die widerlichen kleinen Streber alle zertrampelt, aber dazu bin ich zu tierlieb. Hhhhhps!« Erst jetzt merkte ich, daß auch sie ziemlich einen sitzen hatte.

Ich stand noch immer beim Fenster, Leonora war während der ganzen Diskussion auf der Couch ausgestreckt geblieben. Plötzlich fehlte auch hier in meiner Erinnerung ein Übergang, denn nun stand sie vor mir und hatte meine Hände in ihre genommen. Ihr Gesicht war weniger als zehn Zentimeter von meinem entfernt.

»Du spielst also mit mir?« hauchte sie. Sie roch so verdammt gut. Ich atmete ihren Duft ein. Es war ein Duft, der einen zu Gewaltakten treiben konnte.

»Ja. Ich weiß aber noch immer nicht genau, was du von mir willst. Aber... wie könnte ich wohl nein sagen?«

»Benny, du weißt nicht, was auf dich zukommt.«

»Ich glaube nicht, daß mich jetzt noch etwas erschüttern kann.« sagte ich leichtfertig.

»Also... Pfadfinderehrenwort?«

»Pfadfinderehrenwort.« Obwohl ich selbst nie bei den Pfadfindern war, respektierte ein Rest von kindlichem Aberglauben in mir den Ehrenkodex der wohlthätigen Strolche mit den braunen Hemden. Leonora fuhr mit einem Finger über mein Kinn.

»Eigentlich... ist diese Fabel saudumm. So richtig was für Spießbürger, die ihre tägliche Selbstbeschneidung auch noch literarisch belegt haben wollen. Was meinst du? Man kann ja ruhig den kleinen Fisch essen, und dann nachher trotzdem noch einen Großen angeln...« Sie ließ mir keine Zeit, die praktische Tragweite dieser modifizierten Fabelmoral zu überdenken.

Manchmal ist Alkohol eine feine Sache. Er nimmt einem alle Hemmungen, man mutiert vom Mauerblümchen zum Salonlöwen – zumindest kommt es einem selber so vor – dafür bekommt man alles weit weniger intensiv als in nüchternem Zustand mit. Ich verfluchte nun meinen Schwips, weil ich diesen unwirklichen Moment so gerne mit taufrischen Sinnen erlebt hätte.

»Willst du in meinen Mund kommen?« hatte mir Leonora soeben ins Ohr geflüstert, ihre Hände hatten an meinem Hosenschlitz rumgespielt, und nun kniete sie vor mir, ihre Zungenspitze kreiste um meine Eichel, und jetzt schob sie meine Vorhaut mit den Lippen hin und her.

Es war das erste Mal, daß eine Frau meinen Schwanz in ihren Mund nahm, und vielleicht war es ganz gut, daß ich vom Alkohol ein bißchen betäubt war, denn es fühlte sich so unglaublich gut an, daß ich die Engel singen hörte. Und nicht nur singen. Der Gitarreengel übergieß seine *Stratocaster* mit Benzin, steckte sie in Brand und zerschmetterte sie gegen die Marshallwand, die jetzt von der Druckwelle der explodierenden Basstrommel erfaßt wurde, die der Schlagzeugengel wie Keith Moon in der *Smothers Brothers Show* mit Schwarzpulver gefüllt und angezündet hatte. Nach ein bißchen *Headbanging* und *Stagediving* auf der zertrümmerten Bühne zog sich die Engelsband in ihr verwüstetes Hotelzimmer zurück und gab einem Dutzend ausgesuchter Groupies unter ausgiebigem Saufen, Kiffen und Koksen den Rest.

Im Gymnasium hatte ein Junge uns eines Tages erzählt, daß er es schaffen würde, sich selbst einen zu blasen. Er war ziemlich gelenkig, und die Länge seines Gliedes – mit dem er in der Turnstunde gern prahlte – tat ein übriges dazu. Wir lachten alle verächtlich, aber ich bin sicher, noch am selben Abend hat jeder von uns seine Wirbelsäule zum Krachen gebracht – ohne Erfolg. Ich onanierte damals viel, es verging eigentlich kein Tag, ohne daß ich mir einen runterholte, und natürlich war auch ich auf der Suche nach interessanten Variationen. Mein gescheitertes Selbstblasexperiment war eine meiner größten

Enttäuschungen, und noch enttäuschender war es, als meine ersten Freundinnen auf einschlägige Vorschläge nur angewidert das Gesicht verzogen. Meine Allererste hätte sich vielleicht gerne dazu bereit erklärt, aber bei meinem ersten Sex war mein Geisteszustand ein Mittelding aus Koma und Hirntod, und so dachte ich auch nicht daran, den Vorschlag zu unterbreiten. Ich mußte mich also jahrelang damit begnügen, mir das Gefühl vorzustellen. Jetzt war es soweit, und es übertraf meine Erwartungen so sehr, daß es kaum ein paar Augenblicke dauerte, bis ich Leonoras Mund überschwemmte.

Sie stand auf. Wir sahen uns an. Sperma lief von ihrem Mundwinkel über ihr Kinn. Ich überlegte mir, was ich sagen sollte. »Danke«, »Entschuldige« und »Ich liebe dich« verwarf ich, aber sonst fiel mir nichts ein. Sie blickte amüsiert zu meinem Schwanz runter, der inzwischen erheblich zusammengeschrumpelt war.

»Wie die *Peau de Chagrin*. Wünsch dir was, schon schrumpft die Haut. Hmmm. Witziger Zufall.«

Die Betäubung der Erregung wich mit einem Schlag. Auf nüchternen Magen vertrug ich Alkohol sehr schlecht. Mir kam etwas Magenflüssigkeit hoch, und mit ihr der absurde Beigeschmack der ganzen Situation. Ich schloß meinen Hosenschlitz, nahm ein Taschentuch, wischte erst Leonora das Sperma vom Kinn und spuckte dann selber hinein. Ich setzte mich wieder auf die Couch und zündete mir eine Gauloise an, worauf mir wieder schwindlig wurde.

Der herbe Geschmack von Mundfick und braunem Tabak versetzte mich in eine andere Welt – in die Welt, in der ich mit Fräulein Dvorak Cowboy und Indianer gespielt hatte. Diese Welt war von der Welt, in der ich lebte, durch eine dicke Mauer getrennt, aber nun hatte ich einen versteckten Durchgang gefunden, ich müßte nur ein paar Türen aufstoßen, und schon wäre ich drüben. Dumpf fühlte ich, daß es dann kein Zurück mehr gäbe. Andererseits wollte ich wissen, was drüben war.

»Hör mal, Leonora, ich bin etwas... verwirrt. Das ist alles nicht... normal, was heute passiert. Der ganze Abend ist so seltsam, so... ungewöhnlich.«

»Du wolltest doch einen ungewöhnlichen Abend.«

Ich sah auf den Boden und dachte lang nach.

»Ich glaube, an deine ungewöhnlichen Abende muß ich mich erst gewöhnen.«

»Dann sind sie aber nicht mehr ungewöhnlich, oder?«

Ich starrte weiter auf den Boden.

»Ich glaube, du verlangst zuviel von mir, Leonora.«

»Du weißt ja noch gar nicht einmal genau, was ich von dir verlange.«

Sie setzte sich auf meine Knie, zündete sich eine Zigarette an und legte einen – wie mir scheint tröstenden – Arm um meinen Hals.

»Benny, das ist nicht nur so eine plötzliche Marotte von mir. Im Gegenteil, du weißt nicht, wie wichtig das für mich ist. Du weißt auch nicht, wie recht du vorhin gehabt hast. Ja, ich bin auch sexuell vertrackt. Der Zusammenhang mit meinem Buch verhält sich zwar etwas komplizierter, aber du bist da schon auf der richtigen Spur. Was ich meine, ist: wir sind alle vertrackt. Pervers. Daneben. Die einen kriegen nur dann einen hoch, wenn sie von ihrem Partner nach Strich und Faden betrogen werden. Die andern können nur, wenn sie selber fleißig fremdgehen. Manche bringen's nur mit bestimmten Kleidungsstücken, andere nur dann, wenn sie vorher kräftig ausgepeitscht werden.« Zu den letzteren rechnete sie sich offenbar nicht. Ich war etwas erleichtert.

»Und du brauchst... meine Phantasien. Ich soll dir... etwas vorphantasieren... so wie vorhin im Auto?«

Sie nickte ermutigend, so wie Fräulein Dvorak, wenn ich dabei war, eine komplizierte Aufgabe ihrer richtigen Lösung zuzuführen.

»Weißt du, daß mich das enorm viel Überwindung gekostet hat?«

»Ich weiß. Aber gerade deswegen war's ja auch toll. Sonst wär's ja nichts wert gewesen. Ich habe dir doch gesagt, was das Tollste am Mann ist: Überwindung.«

»Hmm. So gesehen müßte jeder verklemmte pickelgesichtige Informatikstudent dein Traummann sein.«

»Nein, weil der sich ja nicht mehr überwindet. Der müßte erst durch zehn Meter Beton durch, aber da ist diese kleine Stimme in seinem Kopf, die flüstert ihm zu: *Lascia le donne e studie le mathematiche*. Vergiß die Frauen und studier' Mathematik. Oder halt Informatik.«

»Und... beim nächsten Mal (ich bereute den Ausdruck, sowie ich ihn verwendet hatte) erzähle ich dir dann wieder was? Die gleiche Story kann ich dir ja nicht noch einmal erzählen. Also muß ich jedesmal, wenn wir, na ja... muß ich dir was Neues erzählen?«

»Genau wie Scheherazade, Benny. Mach mich jeden Tag geil, sonst kommt der Großwesir und hackt dir den Schwanz ab. Hihhi!«

Ich sah sie entgeistert an. Sie stand auf und drehte sich vor mir wie eine Turnerin, die nach einem Dreifachsalto vom Stufenbarren perfekt auf der Matte gelandet ist.

»Junge, ich hab' mich gerade selber zu deiner Muse erklärt«, sagte sie mit übertrieben strenger Miene, »also komm' jetzt nicht daher und sag',

daß dir nichts einfällt!« Sie setzte sich wieder auf meine Knie und flüsterte mir ins Ohr: »Komm, Benny, wir vergessen die ganze Geschichte. Nimm mich hier auf der Couch, oder am Boden, und wir treiben's mindestens zehnmal hintereinander.«

»Ich fürchte, daß ich jetzt...«

Sie sprang wieder auf. »Du FÜRCHTEST?! Was denn!? Daß du's nicht bringst, vielleicht?!?« Sie grinste. Warum merkte ich immer erst zu spät, wenn sie mich verarschte?

Sie legte ihren Zeigefinger auf ihre zusammengekniffenen Lippen. »Dann ist's vielleicht besser, einmal an zehn Abenden, als zehnmal an einem Abend, was meinst du? War vielleicht nur die Vorgabe unvernünftig?« Leider hatte sie auch genau dieselbe Art wie Fräulein Dvorak, mich durch den Kakao zu ziehen, wenn ich etwas nicht gleich kapierte.

»Aber...« Tausend einsame *Aber* schossen mir durch den Kopf, ohne das geringste Begleitargument.

»Nichts aber, Benny. Alles, was dir einfällt. Und einstweilen bekommst du von mir nur den einen guten Rat. *Les paroles s'envolent, les écrits restent*. Schreib auf, was dir einfällt.«

»Abbb... ich hab' sowas noch nie gemacht, Leonora. Ich hab' keine Ahnung, ob mir überhaupt was einfallen wird. Du wirst mich auslachen, wenn du's lesen wirst.«

»Ich dachte, dir wird nichts einfallen. Wie soll ich dann lachen, wenn ich nichts zu lesen habe? Na, und schlimmstenfalls bringst du mich halt zum Lachen, ist das so tragisch?«

Sie kam zu mir rüber und faßte mich bei den Händen. »Hey, Benny«, sagte sie mit vertraulich leiser Stimme, »was du mir vorhin erzählt hast, war überhaupt nicht zum Lachen. Das hat mir sehr gut gefallen. Sei einfach du selbst, dann kann nichts schiefgehen. Hier geht's nicht um... Rechtschreibfehler, oder um... Stil. Du kriegst von mir keine Beurteilung. Tob dich aus, soviel du willst. Wir sind jetzt im Kindergarten. Sei ein großes Kind und spiel mit mir... auf dem Papier.« Sie ließ meine Hände wieder los. »Sei ein Sklave deiner Freiheit. Hast du *Star Wars* gesehen?«

»Ja, alle drei.«

»*Use the force – but don't force.*«

Kapitel zehn

*Doch Euch des Schreibens ja befließt,
Als diktiert' Euch der Heilig Geist!*

Faust I – Goethe

Leonora hatte den Rahmen unserer Beziehung durch eine zweite Bedingung eingeschränkt. Wir sollten uns – für einige Zeit zumindest – höchstens einmal pro Woche sehen, und so einigten wir uns darauf, uns beide den Sonntag freizuhalten, komme was wolle. Montag bis Samstag waren eine aufgelaassene Nebenstrecke, auf der ich das Gras wachsen hören würde. Über den Sonntag fuhr die Eisenbahn drüber.

Ich hinterfragte den Sinn dieser Klausel genausowenig, wie ich Fräulein Dvorak fragte, warum sie einmal in der Woche Hausaufgaben austeilte. Das jahrelange Alleinsein war ich nun schon so gewohnt, daß ich mich mit dieser Einschränkung ohne weiteres anfreundete.

Die erste Woche war beherrscht von der Angst, etwas Brauchbares zu produzieren, und erwartungsgemäß produzierte ich nichts Brauchbares. Tagsüber kutschte ich Sir Edmund in der Gegend herum, und während er sich über ein weiteres spektakuläres Nachlassen meiner Aufmerksamkeit beschwerte, überlegte ich mir krampfhaft, was ich wohl am Abend zu Papier bringen könnte.

Am Abend saß ich genauso krampfhaft vor einem Blatt Papier und kam mir vor, als hätte ich den Auftrag erhalten, das Drehbuch zu einem drittklassigen Pornofilm zu schreiben. Nicht, daß ich in meinem Leben besonders viele drittklassige Pornofilme gesehen – geschweige denn die Drehbücher dazu gelesen – hätte, aber manche Dinge sagt man einfach ohne viel rumzuüberlegen, und erst nachher macht man sich Gedanken darüber.

In meinem Kopf ging es zu wie bei der Aufnahmeprüfung zu den *Mothers of Invention*, von der mir Harvey erzählt hatte. Ich hatte gerade mal einen halben Satz schreibfertig, als ein pingeliger Frank Zappa in meinem Kopf »*Thank you! Next one, please!*« rief. Wenn es überhaupt soweit kam, daß mir schreibfertige Sätze zu Bewußtsein stiegen.

Was mich betraf, brauchte ich mir keine allzugroße Mühe mit dem Ausdenken von raffinierten Stories mit Leonora zu machen. Der bloße Gedanke an sie erregte mich, sie schwebte mir in einer bestimmten Situation vor Augen, ich sah sie wieder und wieder, zwei aufregende Sekunden einer Existenz, Klammer auf, Klammer zu, nach Belieben wiederholt wie ein Daumenkino aus einer Cornflakespackung. Ich ließ die Einzelsequenzen durch meine Finger laufen, immer langsamer und langsamer, bis sich ein bestimmtes Bild in meinem Bewußtsein festbrannte und ich es vor Erregung nicht mehr aushielt. Ich warf mich aufs Bett und onanierte, nicht mehr automatisch und um die Zeit totzuschlagen, sondern aus einem wirklichen spontanen Bedürfnis heraus, und ich spritzte auch viel heftiger ab als sonst.

Als ich mich dann aber zurück an den Tisch setzte, war das Blatt noch immer unbeschrieben, und nun fiel mir erst recht nichts ein. Am Ende der Woche hatte ich keine Zeile geschrieben. Dafür hatte ich Ringe unter den Augen.

Ich rief Leonora an und dachte mir eine nicht allzu haarsträubende Ausrede aus, doch ihr Ton verriet, daß sie sich etwas Ähnliches erwartet hatte. Ich bin sicher, wenn ich ihr gesagt hätte, daß in drei Minuten ein Komet auf der Erde zerschellen würde, hätte sie mit genau derselben Gleichgültigkeit geantwortet: »Dann sehen wir uns nächsten Sonntag.« Ich versank fünf Sekunden in Selbstmitleid und machte mich erneut ans Werk.

Kapitel elf

[...] qu'on dise si dans la vie en commun que mènent les idées au sein de notre esprit, il est une seule de celles qui nous rendent le plus heureux qui n'ait été d'abord en véritable parasite demander à une idée étrangère et voisine le meilleur de la force qui lui manquait.

À l'Ombre des Jeunes Filles en Fleurs – Marcel Proust

Ich hatte über zwanzig Jahre mit dem Raushören von Basslinien aus Aufnahmen von Rockbands, Jazzbands, Big Bands und klassischen Orchestern verbracht. Ich hatte gelernt, alle anderen Stimmen aus meinem inneren Ohr auszublenden und nur auf den Bass zu hören, selbst wenn er unter Wagenladungen von Bläsern vergraben war oder im verzerrten Gitarrenmatsch zu versickern drohte.

Nun mußte ich lernen, in mich selbst reinzuhören. Stimmen gab es da jede Menge, aber ich spürte, daß auch hier nur eine einzige wirklich groovte. Ich mußte mich soweit bringen, alle anderen Stimmen zu ignorieren, und diese einzige wirkliche Stimme, die Grundgroove, mit einem Maximum an Kick rüberbringen. Im Eifer der theoretischen Eingebung mag das jetzt einfach klingen. Die Praxis sah freilich anders aus, und das fing schon beim ersten geschriebenen Satz an. Da spielten ganze Horn Sections in verschiedenen Tempi und Tonarten um die Wette, während der Bassist Kopfhörer aufhatte und entspannt und unhörbar friedlich vor sich hingegigte.

Heute ist es mir unverständlich, wie mir dieser erste Satz so unglaubliche Schwierigkeiten bereiten konnte. In einem PM-Magazin war mal in einem Artikel über die Entstehung der Galaxien die Rede von einem *gebärenden Berg*. Ein Berg ist kurz davor, zu gebären (das nennt man eine *Fabel*), und er schreit und schreit und brüllt wie am Spieß, und was bringt er auf die Welt? Eine Maus.

Wenn ich heute an den ersten Satz denke, den ich Leonora schrieb, und wenn ich an die Mühen denke, die er mich gekostet hat, so komme ich mir wie dieser Berg vor. Jetzt verstehe ich, was sie unter *»zehn Meter Beton durchbrechen«* verstand. Bei mir waren's vielleicht nur fünf Meter, aber wenn man als einziges Werkzeug einen läppischen Kugelschreiber hat, ist es noch immer mehr als genug.

Dabei hätte ich diesen ersten Satz um ein Haar schon viele Jahre früher geschrieben, aber damals sollte ich nicht über das erste Wort rauskommen. Als ich auf das weiße Blatt »Leonora« schrieb, fiel mir Sandra Winter ein.

Sie war in der fünften Klasse in unsere Schule gekommen und hatte einiges Aufsehen erregt. Jeder Junge in der Klasse war in sie verknallt, und natürlich verbrachte auch ich den Großteil meiner Zeit mit dem Ausdenken von Strategien, um an sie heranzukommen. Ich sah nur zwei Möglichkeiten, eine Beziehung mit ihr anzuknüpfen.

Die eine war, mich ihr zu nähern und möglichst cool »Sandra, ich liebe dich« rauszubringen – was nachher geschehen würde, hatte ich mir nicht weiter überlegt, aber soweit sollte es gar nicht kommen. Jedesmal, wenn ich mich ihr näherte, hämmerte mir meine Liebesbeichte wie Ohrensausen im Kopf, und alle meine Annäherungsversuche endeten mit »Ist was mit dir los, Benny?« – »Nein, nichts, mir geht's gut.«

Blieb die zweite Möglichkeit. Ich mußte ihr schreiben. Ich mußte ihr mein tiefstes Innerstes enthüllen, und sie würde sich in mich verlieben. Dem stand nur eins im Weg. Sandra sah mich immer nur in der Schule. Sie wußte nicht, daß es ein Leben nach der Schule gab.

In *Star Trek* sah man oft eine der langbeinigen Bordassistentinnen in bordeauxrotem oder ockerfarbenem Minikleid vor dem Großbildschirm sitzen und das Gelände auf einem fremden Planeten nach Spuren freundlich oder feindlich gesinnter Lebensformen abschnappen. Wenn ich nun nach der Schule in einer coolen Situation war – wenn ich zum Beispiel freihändig auf dem Fahrrad fuhr oder zu Gladys Knights Version von *I Heard It Through The Grapevine* Bass spielte – stellte ich mir vor, daß Sandra Winter Mannschaftsmitglied der *Enterprise* war, und daß sie zufällig gerade in der Umlaufbahn des Planeten Erde schwebte. Ebenso zufällig bediente sie gerade den Planetenscanner und hatte ihn jetzt – zufällig – auf mich gezoomt, und siehe da – dieser anmutige Erdling entpuppte sich als niemand anderer als ihr schüchterner Sitznachbar!

Ich brauchte ungefähr ein Jahr, um zu erkennen, daß sich aus dieser Phantasie aller Wahrscheinlichkeit nach nichts Konkretes entwickeln würde. Deswegen mein Entschluß, einen praktischen Schritt zu unternehmen. Wenn ich ihr schrieb, gab es doch eine reellere Chance, daß sie etwas über mein wahres Leben erfuhr, als wenn ich darauf wartete, daß sie vielleicht doch eines Tages auf der *Enterprise* anheuerte. Jetzt mußte ich den Brief nur noch schreiben.

Zu Hause war ich nicht inspiriert, deswegen fuhr ich mit dem Fahrrad auf die Anhöhe, wo ich früher oft von Fräulein Dvorak geträumt hatte. Ich setzte mich ins Gras, stützte den Briefblock auf meinen Knien ab und schrieb links oben »Liebe Sandra«. In die erste Zeile schrieb ich »Ich«. Ich kaute einige Zeit an meinem Kugelschreiber, riß das Blatt aus, zerknüllte es und warf es weg. Auf das nächste Blatt schrieb ich links oben »Liebe Sandra«, darunter schrieb ich »Du«. Ich kaute einige Zeit an meinem Kugelschreiber, riß auch dieses Blatt aus, zerknüllte es und warf es weg. Auf das dritte Blatt schrieb ich links oben »Liebe Sandra«, darunter schrieb ich »Wir«, riß dieses Blatt ebenso aus, zerknüllte es und warf es zu den zwei anderen. Ich schaute ins Tal und stellte mir vor, wie es wohl wäre, mit Sandra Winter Cowboy und Indianer zu spielen. Schließlich ging ich in der kühlen Abendluft nach Hause und onanierte mehrmals hintereinander. An dem Tag hatte ich das seltsame Gefühl, daß sich ein Spalt aufgetan hatte zwischen dem wirklichen Leben und dem Leben, das sich in meinem Kopf abspielte.

Nun, nach so vielen Jahren, hatte ich den Punkt wiedergefunden, an dem sich die beiden überlagern. Der Punkt, an dem mein geträumtes Leben nach einigen Millionen ganzen Pausen zu einem Kontrapunkt ansetzen würde.

Leonoras Bild tauchte vor mir auf, und ich schrieb einen Satz. Ihr Bild verflüchtigte sich nicht, und so schrieb ich noch einen. Nachdem zwei Sätze zuwenig waren, schrieb ich noch einen dritten. Ich las die ersten drei Sätze nochmal durch, Leonoras Bild geriet in Bewegung, und ich wurde erregt. Mein steifer Schwanz spannte meine Jeans, ich strich die drei müden Sätze durch und schrieb gleich ein ganzes Blatt voll, ich schrieb und schrieb, wie besessen, genauso ungehemmt wie während der Autofahrt mit Leonora, und diesmal hatte ich eine besondere Lust, »Schwanz« und »Vulva« und »ficken« – o ja, »ficken«! – zu verwenden. In diesem Geisteszustand schrieb ich zweieinhalb Seiten stark geraffter Pornographie, dann sprang ich aufs Bett, und nach etwa zehn Sekunden starrte ich glücklich und verblödet auf die Wand neben dem Bett und dachte mir *Woooooow... so weit hab' ich's noch nie geschafft... sieht aus wie Tapetenkleister...*

Ich stand ziemlich belämmert auf und wankte durch den schlingernden Raum zum Tisch. Der Rausch war vorbei. Ich las das soeben Geschriebene nochmal durch, zerknüllte das Blatt und schmiß es weg.

Nach einer Woche war der Papierkorb angefüllt, und die Ringe unter meinen Augen hatten sich vertieft. Sonntag vormittag klaubte ich in einem Anfall von Verzweiflung alle weggeworfenen Papierknödel aus dem Mist, stopfte sie in einen Plastiksack und ging damit zu Leonora.

Ich kam mir dabei vor wie der Sklave in *Asterix und die Trabantenstadt*, der die wütenden Römer mangels Waldlichtung auf einen Haufen gefällter Baumstämme verweist. Der Holzstapel war – wie mein Plastiksack – nur ein Zeichen des guten Willens, auch wenn die Arbeit nicht voranging.

Da stand ich also vor Leonoras Tür, den grotesken Plastiksack in der Hand – meine Ergüsse drin kamen mir so trostlos vor wie die vollgewichsten Taschentücher in den Videosexkabinen. Durch die geschlossene Tür dröhnte die Live-Version von James Browns *I Feel Good*. Ich fühlte mich beschissen.

Ich war zu Fuß hergekommen, und wie das Schicksal so spielt, hatte ich während dem mehr als einstündigen Fußmarsch an eine Story zu denken begonnen. Ich war völlig unverkrampft gewesen, die Worte hatten allmählich zu swingen begonnen, und ich hatte die befremdende Erfahrung gemacht, daß ich anders dachte, wenn ich nur *ging*.

Ein Wort hatte sich zum Walking Bass meiner Schritte an das andere gefügt – der nächste Chorus würde erst dreißig Takte später folgen, und bis dahin konnte ich jede Note klingen lassen, umspielen oder weglassen. Nach und nach hatte ich den einen oder anderen Chorus wiederholt und ein paar *Tensions* eingebaut, ohne mir den Kopf darüber zu zerbrechen, ob sie jetzt erlaubt waren oder nicht. Ich hatte einfach *gespielt*, und es hatte sich gut angefühlt. Statt mich über allfällige Patzer zu ärgern, hatte ich sie nachträglich in mein Spiel eingebaut, und paradoxerweise hatten gerade diese nachträglich ausgebügelten Verspieler am reizvollsten geklungen.

Jetzt starrte ich auf die Holzmaserung von Leonoras Eingangstür und wußte, ich hatte gerade das beste Solo meines Lebens gespielt. Blöderweise hat der Typ am Mischpult vergessen, die Aufnahmetaste zu drücken.

Nach Hause laufen? Versuchen, es noch einmal aus dem Gedächtnis zu fischen? Der Nachklang hallte noch frisch in meinem Kopf – aber die einzelnen Töne?... würde ich die einzelnen Phrasen samt den chromatischen Umspielungen im Detail wiederfinden? Und in der richtigen Abfolge? Eigentlich hörte ich nur mehr die Farbe der verschiedenen Stimmungen, die der eine oder andere gelungene Chorus hinterlassen hatte. Die Details, merkte ich verbittert, waren zerschmolzen wie Schnee von gestern. Andererseits war so eine lückenhafte Transkription aus dem Gedächtnis besser als gar nichts... auf jeden Fall besser als der Wust von vollgeschmierten Papierknödeln, den ich am besten doch schnell vernichtete.

Und wenn es nur beim Gehen funktionierte? Ich könnte mir ein Schreibpult umhängen, so ähnlich wie das, das die Zollwachebeamten zum Abstempeln von Reisepässen verwenden. Oder meinen *Recording*

Walkman mitnehmen und beim Gehen live mitschneiden? Aber selbst, wenn ich mich überwinden könnte, meine Phantasien für mich allein laut auszusprechen, so müßte ich mir zumindest ein unbelebtes Stadtviertel aussuchen, denn ich konnte mir schlecht vorstellen, den Faden von obszönen und liebevollen Details nicht zu verlieren, wenn ich gerade an einer vollbesetzten Bushaltestelle vorbeiging. Was tun?

»Hallo Benny!« Oh nein.

»Aber... ich hab' doch gar nicht angeläutet.«

»Ich hab' dich vom Fenster aus gesehen und hab' mich gewundert, daß du so lange brauchst. Stehst du schon lange vor meiner Tür?«

»Ja.« Meine Phantasiererei hatte mich offenbar in Einklang mit mir selbst gebracht, und ich war etwas verwundert über diesen Anflug von Aufrichtigkeit.

»Na, komm rein. Hast du mir was mitgebracht?«

»Ja. Nein! Ich erklär's dir.«

Der Parkettboden knarrte unter unseren Schritten. Im Wohnzimmer fluteten Sonnenstrahlen durch die weißen Vorhänge. Winzige Staubpartikel schienen zu blinken, während sie wie ein winziges Sonnensystem um eine nicht vorhandene Sonne durch die hellen und dunklen Lichtzonen kreisten. Jetzt fiel mir auf, daß ich Leonora noch nicht bei Tageslicht gesehen hatte. Sie wirkte mir nun fremd, als wäre sie in Wahrheit die Zwillingsschwester der Frau, die ich vor zwei unwirklichen Wochen kennengelernt hatte. James Brown wiederholte noch ein paarmal, daß er sich gut fühlte, dann wurde er immer leiser. Der CD-Player summte und schaltete sich aus.

Leonora ließ sich auf die Couch fallen und zog die Fernbedienung zwischen den Sitzelementen hervor. Sie zückte sie wie einen Revolver bei einem Duell, zielte auf die Stereoanlage, sagte »Peng!«, drückte ab, blies auf die Spitze der Fernbedienung und ließ sie in die Couchfalte zurückgleiten. James Brown legte wieder von vorne los.

Get up – get on up

Get up – get on up

Stay on the scene

Like a sex machine

»Na, jetzt zeig mal, was du mir mitgebracht hast.«

»Hör mal, ich...« – doch da hatte sie mir den Sack schon aus der Hand gerissen.

»Leonora, bitte... «, flehte ich sie an. Sie schaute in den Sack, als wäre es ein Weihnachtsstrumpf.

»Alles für mich?«

»Nein. Ja. Hör mal, es ist mir jetzt irrsinnig peinlich. Ich hab mir wirklich Mühe gegeben, aber...« Während ich stockte und mir nur unzusammenhängende Gedankenketten durchs Hirn schossen, stand sie kurz auf, um eine andere CD einzulegen.

»*Let's get it on*«, schlug Marvin Gaye vor, und plötzlich fühlte ich ein unbändiges Verlangen nach *Meister der Barocken Orgel*, so angenehm nichtssagend. Leonora warf sich wieder auf die Couch.

»Mach's dir gemütlich, Benny. Entspann dich. Möchtest du deinen Kopf zwischen meine Beine legen?«

Mein Puls raste. Ich kletterte auf die Couch, machte einen Haufen unnötiger Bewegungen, verpaßte ihr beinahe einen Kinnhaken – und da lag ich nun, den Kopf auf ihre Schenkel gebettet. Ich starrte wie gelähmt an die Decke, während sie mit den Fingern durch meine Haare strich.

Einige Minuten vergingen. Marvin Gaye sang eine Nummer nach der anderen, und schön langsam beruhigte sich der Aufruhr in meiner Körperchemie. Allmählich nahm ich Leonoras pulsierenden Körper unter mir wahr. Sie knöpfte mein Hemd auf und legte ihre Hand auf meine Brust. Schweigen war nun keine Mauer mehr zwischen uns, sondern nur die scheinbare Ruhe des Meeres vor dem Herannahen der Flut.

»Zigarette?«

Ich nickte. Leonora steckte mir eine Gauloise in den Mund und zündete sie an.

Ich fühlte mich gut! Mein Puls hatte sich eingependelt. Jetzt hätte ich mühelos eine ganze Länge im städtischen Bad durchgetaucht. Ich würde tief Luft holen – eine strahlend blaue Ewigkeit würde meine regelmäßigen Schwimmbewegungen umgeben – ich würde weiterschwimmen, bis mir schwarz vor Augen würde – jetzt war es unerheblich, ob ich Luft hatte – ich wollte vorwärts kommen.

James Jamerson tummelte sich unter Marvin Gaye wie ein großer Hai unter einer schimmernden Segeljacht, ein dunkler Schatten unter der gleißenden Oberfläche. Vielleicht hatte ich vorhin wirklich das beste Solo meines Lebens gespielt, aber das war jetzt unerheblich. Jetzt wollte ich einfach etwas Neues ausprobieren.

»Gehst du gerne schwimmen?«

»Mmm?« bejahte sie.

Ich tauchte ins kalte Wasser meiner Einfälle.

»Ich meine jetzt nicht im Meer... oder in einem Fluß... nein, ein öffentliches Freibad... wo es nach zuviel Chlor und nach Sonnenöl

riecht... wo Kinder Ball spielen und Lärm schlagen... wo tätowierte Bierbäuche fette Sandwiches essen... wo die Leute ins Becken pissen, wenn sie glauben, daß niemand sie sieht...«

Wo führte das hin? Egal.

»Ich mag diese stark gechlorten Becken... sie haben so etwas... Künstliches an sich... genau wie du... du hast auch etwas Künstliches an dir... die Art, wie du dich schminkst... wie du dich anziehst... dein Parfum... deine gefärbten Haare...«

Ich zog an meiner Zigarette und wartete das Fade Out der Nummer ab, die gerade lief. Ich sprach erst weiter, als die nächste Nummer einsetzte.

Seltsamerweise schien mir nun Marvin Gaye der wichtigste Musiker der Platte zu sein. Zum ersten Mal hörte ich hauptsächlich auf die Vocals. James Jamerson rückte in den Hintergrund.

»Die Leute im Bad sind alle Arbeitertypen, die über Fußball reden und im Fernsehen die Volksmusiksendungen anschauen... einige lehnen an der Schank, essen Pommes Frites und trinken Bier aus dicken Gläsern... du warst als einzige schwimmen, du hast nicht nur geplanscht wie die anderen... du bist zielstrebig einige Längen eleganten Kraulstil geschwommen... du trägst einen weißen Bikini, der leicht durchsichtig wird, wenn er naß ist... du steigst aus dem Wasser, und ohne dich abzutrocknen, gehst du zur Schank, weil du auf das Schwimmen Appetit bekommen hast... ein paar Tropfen hängen noch an deiner silbernen Halskette... du lehnst dich an die Schank und während du bestellst, verstummen die Gespräche...« *Verstummen die Gespräche.*

Ich drückte meine Zigarette aus und verstummte auch. Diesmal fühlte ich das Klicken eines anderen, weniger erfreulichen Kippschalters in meinem Körper, gleich neben dem Kippschalter für Übelkeit und Brechreiz. Vor einer Sekunde schmeckte mir das Essen noch hervorragend, jeder Bissen zerging mir auf der Zunge, aber jetzt lief da diese kleine Schweißperle an meiner Schläfe runter – irgendein Pilz in der Sauce war nicht in Ordnung, und jetzt schmeckte ich überhaupt nichts mehr, sondern sah nur entsetzt der bevorstehenden Übelkeit entgegen. Ich konnte nicht. Ich wollte nicht. Der unglaubliche Aufwand, bis ich etwas halbwegs Vernünftiges zustande bringen würde. Leonoras Schoß wurde mir jetzt unbehaglich.

Ich sprang auf, stellte mich in die Mitte des Zimmers und begann zu stottern und mit den Armen zu fuchteln. »Hör mal, ich... kann nicht.« Ich ließ die Arme sinken.

Leonora sagte nichts. Hätte sie protestiert oder sonstwie reagiert, hätte es mir die Sache erleichtert. Doch sie saß nur da und – erwiderte meine Verwirrung mit ihrer nackten Anwesenheit.

Ich fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen. »Warum... verlangst du nicht was Einfaches von mir? Warum kann ich nicht einfach nach Hause gehen, meinen Bass samt Verstärker hierherkarren und, ich weiß nicht... wenn du willst, bearbeite ich die *Bilder einer Ausstellung* für Solo-Bass. Da hätte ich wenigstens die Aussicht, es irgendwann einmal hinzukriegen. Hast du noch eine Zigarette?« Leonora reichte mir wortlos eine Gauloise, die ich anzündete, als würde mein Leben davon abhängen. »Ich meine... wozu hab' ich all die Jahre Bass gelernt? Damit du mir jetzt mein Instrument aus der Hand nimmst und verlangst, ich soll dir *a capella* ein Ständchen bringen?«

Sie schlug ein makellooses Bein über das andere und bedachte mich mit einem verschmitzten Lächeln. »Kennst du *Devotion* von Earth, Wind & Fire?« sagte sie, »und zwar die Studioversion – da singen sie beim Refrain alle grundfalsch, total daneben. Und grad auf die Stelle stehe ich irrsinnig.«

Mach mir Mut, Baby. »Aber... Dissonanzen klingen doch nur gut, wenn einer auch das Zeug dazu hat, richtig zu spielen. Schau dir, ich weiß nicht, John McLaughlin an, der hat auch erst bei Wilson Pickett gespielt, bevor er mit dem ganzen Mahavishnu-Zeug gekommen ist. Oder Bartok, der ist zwei Jahre lang mit Kodály durch Ungarn gezogen und hat Volksmusik gesammelt, und dann erst hat er sein eigenes schräges Zeug gemacht, und da kann er noch so daneben harmonisieren, es klingt immer gut. Oder... Hendrix. Der ist auch erst durch alle möglichen Blues-Clubs getingelt, und dann erst hat er den Kopf in die Wolken gesteckt.«

»Woran denkst du, Benny?«

An meine ausgeglommene Zigarette? Nein. »Äh... na ja. Wenn ich ehrlich bin... nicht an Hendrix... oder an Bartok... oder so...« Ich klaubte bedächtig die Asche zusammen, die auf den Boden gefallen war.

»Und würdest du das, was dir gerade wirklich durch den Kopf geht, lieber auf dem Bass spielen? Oder ist dir *a capella* lieber?«

Ich nickte einsichtig. »Schon. Aber es ist einfach... Arbeit.«

»Ficken ist auch Arbeit.« sagte Leonora und fischte sich eine Gauloise aus der Packung. »Du bist doch kein fauler Junge, oder?«

Kapitel zwölf

*In a minute there is time
For decisions and revisions which a minute will
reverse.*

The Love Song of J. Alfred Prufrock – T.S. Eliot

Die Lichter der Stadt funkelten bunt wie Digitalanzeigen in einem dunklen Raum. Ich hatte die Heizung voll aufgedreht, aber der *Precision* fühlte sich kalt an unter meinen Fingern.

Wozu sollte ich zu einer Platte dazuspielen? In jedem Fall würde ich nur wie ein unbemerkter Hai im Kielwasser eines Ozeandampfers nachschwimmen, unbemerkt von den Passagieren am Oberdeck. Selbst wenn ich jetzt spielen würde wie Jaco Pastorius in *Havona*, wäre es bestenfalls ein Gänseblümchen in einer einsamen Waldlichtung, an der kein einziger Wanderer je vorbeikommen wird. Meine genervten Nachbarn jetzt mal ausgenommen.

Es dämmerte mir, daß ich seit Jahren nicht die Welt aus den Angeln hob, sondern höchstens einmal mehr oder weniger variierte Basslinien zu schon existierenden Plattenaufnahmen lieferte. Die Musiker auf der Platte hatten ihre Arbeit getan, sie hatten einige schillernde Momente der Erleuchtung in regenbogenfarbene CDs kristallisiert, und jetzt saßen sie lachend gemütlich bei einem Bier zusammen, während ich mich hier abmühte, an jemandem bei vollem Bewußtsein Mund-zu-Mund-Beatmung zu exerzieren. Ich drehte den Verstärker ab, stellte den Bass auf den Ständer zurück und setzte mich zum Tisch.

Ich hatte eindeutig das falsche Instrument gelernt. Ich zupfte gedankenverloren die E-Saite, immer stärker, bis sie gegen den Hals schnarrte. Genaugut könnte ich ein Sperrholzbrett mit vier darübergespannten Hosenträgern in Händen halten. Ich dachte an den Witz mit den Buschtrommeln, den mir Harvey mal erzählt hatte, und den ich erst jetzt komisch fand.

Ein Missionar kommt in ein Dorf in Afrika und wird dort mit wildem Getrommel empfangen. Er denkt sich, fein, großer Empfang extra für

mich. Als er dann aber spät in der Nacht schlafen gehen möchte, geht das Getrommel unbeirrt weiter. Nachdem er mehr an Orgeln als an Trommeln gewöhnt ist, kann er nicht einschlafen, und so steht er auf, geht zum Häuptling und brüllt ihm ins Ohr: »WANN WERDEN DIE TROMMELN AUFHÖREN???, und der Häuptling schaut ihn finster an und brüllt: »TROMMELN NIEMALS AUFHÖREN!« Der Missionar kehrt also ziemlich entnervt in seine Hütte zurück, bricht ein Stück von seiner Kerze ab, rollt sich ein Paar Wachskugeln, die er sich in die Ohren stopft, und legt sich wieder hin. Und wirklich, die nächsten Tage und Wochen geht das Trommeln unentwegt weiter, der ganze Urwald hallt von den rhythmischen Echos, und egal, wen der Missionar nach dem Grund dieses fieberhaften Trommelns fragt, er bekommt immer nur dieselbe Antwort: »TROMMELN NIEMALS AUFHÖREN!« Nach drei Wochen platzt ihm der Kragen, und er packt den Häuptling am Arm und geht mit ihm an einen Ort, wo ein bißchen weniger getrommelt wird, und sagt: »So, jetzt reicht's aber... Seit drei Wochen bin ich hier, und seit drei Wochen wird ohne Unterbrechung getrommelt, Tag und Nacht. Und egal, wen ich frage, warum, ich höre immer nur Trommeln niemals aufhören, Trommeln niemals aufhören... WARUM Trommeln niemals aufhören?! W-A-R-U-M???!« Da beugt sich der Häuptling zu seinem Ohr und sagt ihm: »Wenn Trommeln aufhören... Bass-Solo.«

Harvey hatte damals losgebrüllt wie am Spieß vor Lachen, während ich ihn nur hilfesuchend anglotzte und mir überlegte, was ich an dem Witz wohl schlecht verstanden hatte. Ich kam dann zu dem Schluß, daß man wahrscheinlich erst viele Jahre lang Bass spielen muß, um den Witz verstehen zu können. Ich wußte nicht, wie recht ich hatte.

Warum hatte ich nicht wenigstens Klavier oder Gitarre gelernt, irgendein Instrument, das sich selbst genügt? Auf dem Bass war Pastorius' *Donna Lee* das Höchste der Gefühle, und trotzdem übersprang ich sie meistens und zog mir lieber *Come On, Come Over* rein. Aber nur so allein gespielt, ohne Platte, was blieb von *Come On, Come Over* übrig? Eine nackte, solide, trostlose Basis. Ein fader Teig aus monotonen Sechzehnteln, der nach harmonischer Füllung schreit.

Ich nahm ein Blatt Papier und dachte an den Tag zurück, an dem meine Eltern mir gesagt hatten: »Dein Opa ist jetzt beim lieben Gott.« Es war nur ein simpler Satz mit einfachen Wörtern, doch er hatte bewirkt, daß alle Dinge wochenlang einen schwarz-grau-karierten Rand um sich hatten. Hätte mir Sandra Winter auf ein fiktives »*Ich liebe dich*« mit einem unwahrscheinlichen »*Ich liebe dich auch*« geantwortet, wäre dieser Rand wahrscheinlich wie eine Girlande am Weihnachtsmarkt ausgefallen. Jetzt leuchtete mir ein, daß Wörter genauso grooven können wie Basslinien. Sie konnten einen in den siebten Himmel

bringen oder einem das Leben zur Hölle machen. Und das ganze Spektrum dazwischen... wo fand ich jetzt einen zweiten Harvey, der mir die Grundlagen der swingenden Pornographie beibrachte? Er würde mich wahrscheinlich zuerst ein Jahr lang Kindermärchen lesen und auswendig lernen lassen, dachte ich und schmunzelte verzweifelt.

Aber waren es wirklich die Rudimente, die mir fehlten? Ich konnte ja sprechen und mich halbwegs verständlich machen. Ich konnte schauen und halbwegs fehlerlos schreiben. Mein Anfangsrepertoire war vielleicht etwas beschränkt: Wörter und Sätze, die ich in dreißig Jahren *Leben* aufgeschnappt hatte. Die drei oder vier Bücher, die ich in meinem Leben gelesen hatte, wollte ich nicht wirklich dazuzählen, schon allein deswegen, weil ich mich an kein einziges mehr erinnern konnte. Konnte ich *Reader's Digest* dazuzählen, obwohl es nur Hefte waren?

Ich holte mir ein Bier aus dem Kühlschrank und durchsah geistesabwesend meine Plattensammlung. Sarah MacLachlan, Sinéad O'Connor. Beide kochten mit demselben Wasser. Selbe Stimmlage. Selbes Zögern zwischen Brust- und Kopfstimme. Massiver Bass. Echogesättigte Gitarren. Was machte also den Unterschied zwischen den beiden aus? Wieso liefen mir bei Sarah MacLachlans *Possession* satte achtzig Volt durch die Wirbelsäule, gegen schwache zwölf, wenn ich alle heiligen Zeiten mal ohne rechte Überzeugung *Nothing Compares 2 U* hervorkramte? Da war noch etwas. »*Der Funk, Benny...*« hörte ich Harvey.

Der Funk...

Wörter waren Einzelnoten und konnten in ganzen Reihen zum Swingen gebracht werden. Der unbeschriebene Schreibblock auf dem Tisch war eine Einladung zu einer langen Jam Session – mit mir selbst. Einen kurzen Augenblick konnte ich alles ganz genau vor mir sehen. Zunächst mal einen Haufen müdes Zeug, wie's zu einer Jam Session gehört. Ich würde mich trotzdem reinsteigern. Ich würde trügerische Erfolgserlebnisse haben und genauso beseelt dreinschauen wie die Nieten im *ROCK PLANET*, die so lange auf einer Saite das Grundriff von *Smoke On The Water* dudeln, bis ihnen der entnervte Verkäufer den Saft abdreht. (Seit einiger Zeit hing im *ROCK PLANET* ein Schild: »*KEIN SMOKE ON THE WATER! KEIN HOUSE OF THE RISING SUN!*«) Egal. Da mußte ich durch. War vielleicht halb so schlimm, wie ich glaubte.

Anders als beim Bass mußte ich nicht virtuos sein. Eine verpaßte Note hing als Patzer im Raum, aber Papier war geduldig. So wie es für jede Nummer die perfekte Basslinie gab, gab es wahrscheinlich für jedes

Einzelbild einer Story den Satz, der es zum Leben erweckte. Jetzt brauchte ich eigentlich nur mehr den Funk, und dann konnte nichts mehr schiefgehen.

Es war schon spät und ich war müde, aber Linien begannen, sich in meinem Kopf abzuzeichnen. Linien – von Leonoras Körper, wie sie im Schwimmbad an der Schank steht. Es dauerte einige Minuten, bis das Bild im Entwicklerbad auftauchte, und als es klar sichtbar wurde, waren ganze Zonen wieder in einer überbelichteten Schwärze verschwunden. Die sichtbaren Figuren im Bild waren alle wie in eine zähe Flüssigkeit getaucht. Wahrscheinlich würde ich Mühe haben, sie zu bewegen. Leonora wirkte etwas quirliger – ich hatte sie schon aufmerksam in der Wirklichkeit gesehen, und so konnte ich reihenweise die Stellungen ihres Körpers von der Wirklichkeit, die ich mir gemerkt hatte, auf die neue Wirklichkeit in meinem Kopf abpausen. Sie würde den fertigen Film dann sowieso in Echtzeit ablaufen sehen, ich aber konnte mir bei der Verfertigung Zeit lassen, Standbild für Standbild vorwärtsbringen, manche Stellen mit der Geduld eines Trickfilmzeichners ausführen, andere provisorisch mit Ersatzstücken versehen, bis ich was Besseres gefunden hätte. Und wenn sie am Anfang genauso sexy wirkte wie die Freundin von Wallace in *Wallace & Gromit*, dann mußte ich eben so lange weiterfeilen, bis sie mindestens an Linda Fiorentino in *The Last Seduction* herankam.

Der Film in meinem Kopf war spielbereit. Ich setzte ihn auf den Anfang zurück und drückte auf [Pause].

Kapitel dreizehn

[...] je ferais comme d'autres qui, ne pouvant pénétrer dans un couvent, du moins, avant de posséder une femme, l'habillent en religieuse.

Sodome et Gomorrhe – Marcel Proust

Leonora lehnt reglos an der Büffetschank neben dem Becken. Ein Typ neben ihr blickt ewig verstohlen auf die Lache, die sich zu ihren Füßen gebildet hat. Der Schankbesitzer richtet einen versteinert fragenden Blick auf ihre Brustwarzen, die durch den feuchten weißen Oberteil des Bikini durchschimmern. Ich drücke auf [Play] und beobachte das Geschehen. Im Hintergrund trillert ein rotgesichtiger Bademeister nach einem undisziplinierten Turmspringer. Die heiße Mittagsluft flimmert über den Betonplatten vor der Schank, und wie Leonora jetzt mit einem Hot Dog in jeder Hand kehrtmacht, verzieht sie nur unmerklich das Gesicht, als sie sich auf den heißen Bodenplatten die Fußsohlen ansengt. Sie legt sich neben mich auf die Wiese. Wir essen unsere Hot Dogs und beobachten die Leute im Bad, genervte Mütter mit Sonnenbrillen, schreiende Babys, halbstarke Rockertypen im Fußball-Ghetto. Alte Rocker mit Bierbäuchen, die unter bunten Sonnenschirmen sitzen und Bier und Schnaps mischen. Weiter weg vermengt sich das Rauschen des fernen Autobahnverkehrs mit dem Rauschen der Blätter in den hohen Bäumen, die das Bad umgeben. Einige unsichtbare Vögel singen unzusammenhängende Melodien. Mein Blick wandert über Leonoras Oberarm, auf den sie sich einen aus dem Wasser springenden Delphin tätowieren hat lassen. Seit einiger Zeit kommen wir regelmäßig in dieses Bad, und ich denke mir, sie hat sich aus einer Art Solidarität mit den anderen Badegästen für diesen lebenslänglichen Körperschmuck entschieden. Ich werfe einen narzißtischen Blick auf meinen vom Schwimmen geschwellten Bizeps, verfolge die Venen, die sich unter meiner nur leicht angebräunten Haut abzeichnen und lasse mir diverse Tätowierungen durch den Kopf gehen, aber mir fällt keine Zeichnung ein, die ich mit ins Grab nehmen würde. Weit oben fliegt eine schwere Propellermaschine. Ich kann sie nur hören, aber nicht sehen.

»Was passiert wohl, wenn man alle existierenden Tabus bricht?« fragt Leonora. Gewöhnlich hätte ich ihr ein halb verwundertes, halb

indigniertes »Hä?!« entgegengeworfen, aber der Propellerbass hat mich in eine seltsame Stimmung versetzt. Ich erinnere mich, wie ich vor vielen Jahren auf einer Wiese lag und von meiner Volksschullehrerin träumte, das war das erste Mal, daß ich dieses Gefühl in mir entdeckte. Jetzt fühle ich das warme Pulsieren einer beginnenden Erektion in meiner Badehose. Ich nehme Leonora beim Wort, aber meine Antwort überrascht mich selber.

»Ich denke, man wird ein Psychopath. Oder ein Mönch. Wieso?«

Leonora zupft gedankenverloren an einem Grashalm.

»Ja, wieso wohl?« sagt sie und führt den ausgerupften Grashalm vor ihr Gesicht. »Ein Haufen Moleküle. Genau wie wir, Benny. Wir sind nichts anderes als ein Haufen Elektronen, die ihre Bahnen um einen Haufen Atomkerne ziehen.« Sie rutscht zu mir rüber und läßt ihre Zungenspitze kurz in mein Ohr schnellen. *Tout cela est bien vrai, mais il faut cultiver notre jardin.* Wir müssen unseren Garten bestellen... aber wir werden das etwas anders anpacken. Wir rupfen das Korn aus und lassen das Unkraut wachsen, und dann... *you sheep, and I pasture*, dann kannst du auf meiner Wiese grasen. Leben vor dem Tod.«

Ihre Zitate verstehe ich nicht, und deswegen ist es umso verwunderlicher, daß sie mir trotzdem auf seltsame Art geläufig vorkommen. Als ob ich sie in meiner Kindheit von meiner Großmutter gehört hätte. Sie liegen mir fast auf der Zungenspitze.

»Gehen wir?«

In der Umkleidekabine riecht es nach Chlor und Rauhleder. Ein Labyrinth aus Gängen führt zur Kassa... seltsam... ich hatte gar nicht gemerkt, daß der Weg so lang ist... jetzt dürfte ich mich verirrt haben... ich gehe viele Stufen rauf und runter... jetzt bin ich leicht verwundert... eine kleine Kapelle? Aber nachdem es sogar in Bahnhöfen und Flughäfen Kapellen gibt, wieso nicht in Freibädern?

Das Innere der Kapelle strahlt eine Art weltlicher Trostlosigkeit aus. Der Boden ist mit denselben porösen Betonplatten ausgestattet wie das Bad. Ich gehe langsam vor, an den Reihen von Bänken vorbei, dieselben Holzbänke wie die in den Umkleidekabinen, abgewetzt und warm schimmernd wie Honig. Die Buntglasfenster wirken wie die Illustrationen in meinem alten Religionsbuch. Bierernste Engel und Jungfrauen vor einem Hintergrund aus überdimensionalen giftgrünen und blutroten Farbklecksen. In der ersten Reihe sitzt eine einsame Nonne auf der Bank. Als ich auf ihrer Höhe angelangt bin, sehe ich zu meinem Erstaunen, daß es Leonora ist. Sie sieht aus wie die junge Nonne in *Brother Sun, Sister Moon*, mit weißer Tracht und weißer Nonnenhaube, nur ist ihr Kleid für eine Nonne ziemlich kurz

geschnitten. Auf ihrem Schoß ist ein Buch aufgeschlagen, viele Seiten Bibelpapier, und Leonora ist in das Buch vertieft. Sie erblickt mich, klappt das Buch zu und legt es auf die Ablage vor ihrer Bank. Auf dem roten Einband steht in goldenen Jugendstillettern »UNBEHAGEN«.

»Ich wußte nicht, daß du Nonne bist« flüstere ich ihr zu, während ich mich neben sie hinkniee.

»Seit ich sechzehn bin. Und heute ist der Tag meiner Entweihung gekommen. Komm.«

Sie nimmt mich bei der Hand, und wir gehen beide vor zum Altar. Ich bin etwas verwundert, weil dieser Altar so kahl wirkt. Dieselben weißen Kacheln, die den Beckenrand im Bad umgeben. In der Mitte des Altars ist eine seltsame ornierte Einbuchtung eingefast, eine Art stilisierte Sonne mit züngelnden Flammen aus Edelstahl. Bei näherem Hinsehen entpuppt sich die Sonne als ein Abfluß.

Leonora kniet sich in die Mitte des Altars und faltet die Hände. Nach einem kurzen stillen Gebet sagt sie: »Der wirkliche Gott der Liebe hat sich in Sodom auf irgendeiner Party vergnügt. Oder in Gomorrha. Jedenfalls bin ich mir ziemlich sicher, daß seither ein Schwindler das Ruder übernommen hat. Jetzt möchte ich's eben genau wissen, und dazu muß ich deine Sakramente empfangen. Komm.« Sie schließt die Augen und streckt die Zunge raus.

»Und was soll ich tun?«

»Piß mir ins Gesicht.«

»Aber... es wird an dir runterfließen.«

»Wenn das deine Bedenken sind... umso besser.«

Ich bin verwundert darüber, daß ich trotz meiner Erektion so leicht pissen kann. Ich habe auch gar nicht das Gefühl, daß etwas kommt, obwohl ein goldener Strom an Leonoras Gesicht und Kleid runterfließt. Sie kniet vor mir wie eine Erstkommunikantin und empfängt meine Pisse wie verschütteten Meßwein. Als der Strahl versiegt, steht sie auf und küßt mich. »Ich liebe dich, Benny«, sagt sie, »und wir suchen jetzt den wahren Gott der Liebe. Komm, das nächste Sakrament. Salbe deinen Schwanz und fick mich in den Arsch. Wenn du abspritzt, sollst du das Gesicht von Jesus Christus haben.« Sie stützt ihre Hände auf dem Boden ab, ich gehe etwas in die Knie und will sie behutsam von hinten nehmen, aber Leonora packt meinen Schwanz, hält ihn gegen ihren Arsch und stößt hart dagegen. »Hhhhhhja... stoß zu... pfähl mich... fick mich wie eine Nutte... ahhhhjjjaaaa... bring mich... Gott näher... BRING MICH... GOTT NÄHER!!!«

Eine Flutwelle der Lust schwappt über unseren Köpfen zusammen. Und wirklich, aus großer Tiefe, wie vom Grund eines Bergsees herauf dringt

ein dumpfes Dröhnen, das langsam aufsteigt... dumpf... dann immer heller... Glocken... überall Glocken... sind wir Gott näher gekommen?... wir liegen erschöpft auf dem Altar und sind feucht von Schweiß und Pisse und Samen... die Kirchenfenster sind jetzt dunkel... ein Schock, als ob draußen jemand mit einem Mal das Licht der Welt ausgeknipst hätte... wir liegen reglos da in der bestialischen Unschuld der ersten Menschen... die Glocken läuten immer noch... lauter... immer lauter... unerträglich laut... meine Ohren schmerzen... Spinnweben zerreißen...
Glocke... Läuten... Tür...

Ich wanke zur Tür.

»Entschuldigen Sie die Störung um Gottes Willen jetzt hab' ich Sie aufgeweckt hätten Sie vielleicht ein bißchen *Crème fraîche* ich wollte nämlich gerade für meinen Freund und mich Spaghetti Carbonara machen wissen Sie und meine Katze ist an die *Crème fraîche* ran gekommen Sie wissen ja wie geschickt die Viecher sind und natürlich alles ratzeputz weg na und da hat mein Freund gesagt geh halt zum Nachbarn eine ausborgen dabei hab ich ihm gesagt ist vielleicht schon zu spät aber er hat unbedingt gemeint na und da hab ich mir gedacht...?«

Meine Augen fixieren die verängstigten Augen meiner Nachbarin, und mir fällt beim besten Willen nicht ein, wie man auf Englisch »Der Leib Christi« sagt.

»*Crème fraîche?*« formuliert sie ihre Anfrage um.

Ich torkle in die Küche und frage mich, ob das schwarze Etwas im Fensterrahmen Nacht ist oder nur eine Sonnenfinsternis.

Kapitel vierzehn

Culbutant entre mes genoux, je me suis enfoncé en bas.

L'Échange – Paul Claudel

Wie oft war die Sonne hinter den Dächern verschwunden, seit ich den *Precision* nicht mehr angerührt hatte? Ich klappte den Koffer auf, und der granatapfelrote Bass mit seinen weißen Plastikdrehknöpfen und –kippschaltern kam mir jetzt vor wie ein *Playmobil*-Boot, das ich zufällig unter dem Bett hervorgegraben hätte. Ich zupfte lustlos an den Saiten rum, klappte den Koffer wieder zu und schob ihn unters Bett zurück.

Zweieinhalb Oktaven, in denen ich jahrelang gefangen war. Einunddreißig Halbtonschritte, innerhalb derer ich mich hin und her bewegt hatte wie ein Hamster in einem Hamsterrad. An jeder Ecke war die Aussicht anders, doch das Bild, das zurückgeworfen wurde, war nur ich selbst. Leonora hatte mir gezeigt, wie ich diese Spiegel zerstören konnte, einen nach dem anderen, ich konnte mich nach und nach freier bewegen, ohne mir an jeder Ecke den Schädel an mir selber einzurennen. Aber was würde übrigbleiben, nachdem ich alle Spiegel zerstört hätte?

»Sei kein Unmensch – aber sei ein Tier« war Leonoras Antwort gewesen, und schön langsam nervte sie mich mit ihren Sprüchen, die wie die Weisheitenrubrik aus einer *Reader's Digest*-Sondernummer für geistig Abnorme klangen. *Sei ein Tier*. Leonora hatte mir nicht nur beigebracht, besagtes Tier in mir zu bändigen, sie hatte mir überhaupt erst die *Existenz* des Tieres gezeigt, und als ich ihm gegenüberstand, war *ich* derjenige, der ordentlich zugeritten werden sollte.

Überhaupt waren die Regeln hier völlig verkehrt. Zum ersten konnte ich nur gewinnen, wenn ich nachgab. Willensstärke half da überhaupt nichts. Sowie ich mich auch nur ein kleines bißchen zusammenkrampfte, hörte ich schon den Gong. Ich vergaß regelmäßig, daß hier in erster Linie *unter* der Gürtellinie gepunktet wurde. Reguläre

Griffe wurden als Verzögerung gewertet und in Sekundenschnelle abgepiffen.

Mittlerweile stand unter dem Tisch eine Obstkiste voll fieberhaft beschriebenes Papier – Spuren des Kampfes, vor dem ich mich jedesmal mindestens ebenso unwohl fühlte wie vor einer Wurzelbehandlung beim Zahnarzt. Gewohnheit brachte mit sich, daß ich mich an meine Angst gewöhnte, und allmählich entwickelte ich fast eine Art perverser Vorfreude auf meine Angst – als Zeichen gewissermaßen, daß der Kampf aufregend zu werden versprach.

Leonora und ich sahen uns nun nicht mehr bloß einmal die Woche am Sonntag. Mit der Zeit hatte ich das Gefühl, ihr öfter etwas zu sagen zu haben, und manchmal war es sogar das äußerst befremdende Gefühl, ihr überhaupt zum ersten Mal etwas zu sagen zu haben – nach Unmengen von mehr oder weniger belanglosem Geplauder endlich zur Sache zu kommen. Aus diesem Gefühl heraus hatte ich sie einmal mitten in der Woche angerufen, als ich ihren Vater zu einer Sitzung chauffiert hatte und ein müßiger Nachmittag vor mir die Glieder reckte. Ich sagte ihr einfach, ich hätte Lust auf Kaffeehaus und Sex, in dieser Reihenfolge, und ich war nicht wenig überrascht, als sie ebenso einfach fragte: »Wann und wo?«

In den ersten Wochen und Monaten konnte ich lange Zeit nägelkauend vor einem Blatt sitzen und mir den Kopf zerbrechen, was Leonora wohl gefallen könnte. Ich zerbrach ihn mir so lange, bis er nicht mehr als ein Haufen Trümmer war.

Der nächste Schritt war geduldige Kleinarbeit: jedes Stück aufklauben, zwischen zwei Fingern drehen und wenden und aufmerksam betrachten, dann an ein Vorhergehendes anfügen, Stück für Stück, wie ein Hubschraubermodell, an dem ich trotz seiner offensichtlichen Fluguntauglichkeit doch geduldig weiterbastelte. An schlechten Tagen sah ich allerdings eher ein großes Mosaik und überlegte mir halb amüsiert halb erschreckt, daß das überdimensionale Bild, zu dem sich die Stücke fügen würden, ich selbst war – und daß es wahrscheinlich nie fertig würde. Solche Tage waren gottseidank eher die Ausnahme. Die milde Sonne der täglichen Zuversicht war nur selten von Wolken verdeckt und ging meistens erst spät abends unter. Ganz dunkel wurde es am Horizont so gut wie nie.

Ich erinnere mich an meinen ersten Sommerurlaub am Meer in Italien. Ich war damals ziemlich weit rausgeschwommen, an den

Begrenzungsbojen vorbei und dann noch weiter raus. Ab und zu trug ein Windstoß die Schreie der Leute am Strand bis zu mir rüber. Dann hörte ich wieder nur mehr das Schwappen der schwarzblau gleißenden Wellen um mich. Ich tauchte den Kopf ins Wasser, und unter mir war... NICHTS. Bläue, die immer dunkler wurde, und so konnte es vielleicht kilometertief weitergehen. Ich sah meine strampelnden weißen Füße über diesem dunklen Nichts – auf einmal packte mich eine unbeschreibliche Panik, nackte schiere Panik – ich schwamm so schnell ich konnte zum Strand zurück und versuchte, nicht an *das* zu denken, was tief unter mir meinen kopflos vorbeikraulenden Körper wahrnehmen konnte. Den restlichen Urlaub verbrachte ich planschend in Strandnähe.

Den folgenden Sommer fuhren meine Eltern wieder hin – so wie jeden darauffolgenden Sommer bis heute. Kaum angekommen lief ich zum Wasser und schaute auf die gelben Begrenzungsbojen da draußen, die sich wie eine Bande Gassenjungen an meine Angst vom letzten Sommer zu erinnern schienen. Was sie allerdings nicht wußten: im Vorjahr hatte ich mich gleich nach unserer Rückkehr in einem Schnorcheltauchkurs im Städtischen Hallenbad eingeschrieben – sehr zur Verwunderung meiner Eltern, die nicht verstanden, daß ich zweimal die Woche extra mit dem Bus in die Stadt fuhr, *wo es doch im Dorf so einen schönen Tennisplatz gab*. Mit sachkundiger Miene und einem Schmetterlingsschwarm im Bauch schnallte ich mir die Flossen an die Füße, setzte Maske und Schnorchel auf, stapfte ins Wasser und kam mir vor wie Gary Cooper in einer Unterwasserversion von *High Noon*. Ich schwamm raus, bis ich an einer der Bojen angelangt war. Das Befestigungsseil verschwand senkrecht in der Tiefe. Ich schaffte es, nicht auf meine Füße zu schauen, kippte vornüber und schwamm neben dem Tau senkrecht runter. Alle drei bis vier Meter hielt ich mir die Nase zu und machte einen Druckausgleich, wie ich es im Schnorchelkurs gelernt hatte. Da... zeichnete sich etwas ab... schwarzgrüne Umrise... noch ein Stück... geschafft! Ich berührte den sandigen Grund und erschrak. Hier war alles weit entfernt von den Leuten, die unter ihren Sonnenschirmen saßen oder Sandburgen bauten. Ich gewöhnte mich an das Unbehagen, das von diesem kahlen Platz ausging. Ich schaute nach oben – Sonnenstrahlen funkelten von der Oberfläche runter. Langsam glitt ich – an Schwärmen glitzernder kleiner Fische vorbei – nach oben und wußte, ich würde nur kurz verschnauften und dann wiederkommen.

Wir hatten es nie ausgesprochen, aber ich wußte, daß ich die Phantasien, die Leonora wollte, aus einer ähnlichen Tiefe holen mußte. Abend für Abend saß ich also da und starrte in die Bodenlosigkeit

meiner Ängste und Absurditäten und Grausamkeiten, und allmählich zeichneten sich dort, wo ich nichts Konkretes vermutet hatte, Konturen ab – ich wühlte Grund auf, zog an Wurzeln und war überrascht, daß sie nachgaben, sowie ich sie berührte. Ich verbrachte immer längere Zeitspannen in der tiefen Schweben einer erregenden Trostlosigkeit – dann ließ ich mich langsam wieder zurückgleiten, hinauf zur Oberfläche, in das grelle *Kodacolor* meiner Alltagsphantasien. Nun konnte ich sie ohne Mühe in aller Schärfe entwickeln.

Kapitel fünfzehn

*Study is like the heaven's glorious sun
That will not be deep-searched with saucy looks...*

Love's Labour's Lost – Shakespeare

Überall Bücher. Rundherum alle Wände entlang und bis zur Decke hinauf. Am Fußboden. Auf dem Couchtisch. Neben der Stereoanlage. Am Gewürzregal in der Küche. Über der Badewanne. Am Klo. Überall Bücher. Soviele, daß ich keine Bäume sah vor lauter Wald.

Natürlich hatten sie mir beim ersten Mal ins Aug gestochen – so wie mir eine Sammlung Schneegestöberkugeln oder Modellhubschrauber ins Aug gestochen hätte. Ich gewöhnte mich aber schnell an den Anblick, und – so absurd es klingen mag – wenn Leonora ab und zu mal ein Buch erwähnte, kam ich nicht im geringsten auf den Gedanken, daß besagtes Buch irgendwo in der Wohnung – womöglich an der Wand gleich hinter meinem Rücken – greifbar war. In meinem Kopf war die Bücherwand mehr Wand als Bücher.

Wie lange dieser Zustand absoluter Ignoranz anhielt, weiß ich heute nicht mehr genau. Ich erinnere mich nur, eines Tages saß ich mit Leonora auf der Couch und hatte das dumpfe Gefühl – dumpf jenseits aller Formulierung – daß ihre Bücher sich von bloßen Möbelfüllungen zu stummen Zeugen unseres Treibens gewandelt hatten. Den flüchtigen Augenblick zwischen zwei Lidschlägen lang hatte ich den Eindruck, eine riesige Masse *Bewußtsein* würde von der Bücherwand auf uns herabsehen, eine buntgemischte und gesichtslose Versammlung von Gelehrten mit erhobenem Zeigefinger bis zur Gruppe von Versicherungsvertretern, die sich die dreckigsten Pornowitzte erzählten.

Ungefähr in derselben Zeit – ich schätze, so gegen letzten Frühling – hatte ich beim Schreiben immer öfter das Gefühl, als würde ich das Rad neu erfinden – und seltsamerweise war es viel weniger unangenehm als beim Basspielen. Jetzt erinnere ich mich auch an eine bestimmte Nacht – seltsam, daß sie bis heute aus meinem Gedächtnis ausgeblendet war –

in der ich fast einen halben Schreibblock vollgeschmiert hatte. Draußen wurde es schon hell, ich schaute aus dem Fenster auf die Stadt – es regnete in Strömen, und nur ab und zu bahnte sich ein einsamer Autoscheinwerfer einen Weg durch die Flut.

Ich fühlte mich, als hätte ich mir gerade stundenlang ohne Unterbrechung die Seele aus dem Leib gekotzt, und nun drückte ich meine schweißnasse Stirn gegen die kühle Fensterscheibe und – bekam Appetit. Hunger. Heißhunger. Leonora hatte mir den Kopf in meine eigenen Innereien gesteckt, jetzt hing mir das Gericht zum Hals raus. Ich brauchte andere Nahrung. *Aber erstmal schlafen*, wisperte es in mir, und plötzlich wachte ich auf unerklärliche Weise und ohne besonderen Grund in einen strahlenden Sonntagmorgen hinein.

Meine Überlegungen der vergangenen Nacht klebten wie meine Kleider an mir. Mein Durst nach Abwechslung brannte mir noch immer in der Kehle, wie ein Alkoholrausch, der sich nach zu kurzem Schlaf nicht verflüchtigt hat. Ich wankte zur Stereoanlage, legte *Midnight* auf, wankte ins Badezimmer und grunzte das Solo ohne rechte Überzeugung mit, während ich darauf wartete, daß die Dusche sich zu Warmwasser entschloß. Ich ließ mir solange Wasser über den Körper laufen, bis die Dusche mit den ersten Kaltwasserargumenten kam. Die rostige Miene meines Rasierers ersetzte ich durch ein schneidendes Doppelklingelächeln. Jetzt konnte mich nichts kratzen, und so ließ ich den Rasierschaum schäumen und das Rasierwasser schreien. Weniger als eine Stunde später stand ich vor den Ziegeln der Bücherwand.

»Hör mal, ich weiß, die Frage klingt wahrscheinlich ziemlich blöd, aber gibt's das literarische Gegenstück zu Nine Inch Nails?« Ich wanderte vor dem Regal auf und ab und besah mir ohne rechte Überzeugung den einen oder anderen Titel.

»Schöner harter Sex mit mindestens drei X, und noch dazu gut geschrieben?« An manchen Tagen hätte ich Leonora stundenlang am ganzen Körper mit kleinen Küssen bedecken können, so sehr liebte ich ihre Art, ohne Umschweife zur Sache zu kommen. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen, zog ein Buch aus einer der oberen Regalreihen und reichte es mir. Françoise Rey. *Die Frau aus Papier*. Sagte mir nichts. Ich drehte und wendete es in alle Richtungen. Nachdem kein Kaninchen der verzauberten Geilheit rausprang, ließ ich es in meine Jackentasche gleiten. Leonora ließ ihre Zunge in mein Ohr gleiten. Ich ließ meine Hand um ihre Hüfte gleiten, wir ließen uns auf die Couch gleiten, und nun glitt auch das Buch noch weiter runter bis tief in die allerletzte Schublade meines Bewußtseins.

Erst spät am Abend, als ich wieder in meiner Küche stand und überlegte, ob ich lieber *Cannelloni mit saftiger Fleischsauce* oder

Ravioli mit saftiger Fleischsauce aß, fiel mir das Buch wieder ein. Ich zog es aus meiner Jackentasche und schaute lustlos auf den Umschlag. Ich schlug es auf der ersten Seite auf, machte mich auf die Suche nach dem Dosenöffner, fing an zu lesen und – vergaß Öffner, Cannelloni, Ravioli und saftige Fleischsaucen.

Das Buch handelte nicht von etwas.

Es erzählte.

Es sprach.

Sie sprach.

Sie sprach mich an.

Sie flüsterte.

Sie schrie.

Sie sprang mich an.

Sie überwältigte mich.

Sie ließ ihre Wörter in mein Ohr gleiten.

Sie war das Buch.

Sie war.

Ich las in ihr wie in einem Buch.

Sie fesselte mich.

Ich war das Buch.

Das Buch war *riesig*, und das sage ich nicht nur so. Ich meine wirklich riesig. Alles wurde riesig. Das Taschenbuch war riesig, mit riesigen Lettern, bei denen ich jede Feinheit sah. Meine Fingernägel waren riesig, meine Finger, meine Hände. Ich schaute kurz auf den Boden, doch der wankte mir nur aus einer unendlichen Ferne entgegen. Ich schloß die Augen, und statt einfacher Dunkelheit sah ich einen riesigen stockdunklen Konzertsaal. Ich öffnete sie wieder und fand in den Zeilen des Buches Halt. Ich fand Halt und – bewegte mich frei in ihnen.

Wörter und Sätze spulten sich vor mir ab und formten einen Film von unglaublicher Intensität. Ich war fasziniert von den Wortfolgen, die vor meinen Augen tanzten. Genauso fasziniert wie damals von den Basslinien, die der Verkäufer im *ROCK PLANET* vor mir und meinen Eltern zum Besten gegeben hatte, als wir vor vielen Jahren meinen ersten Bass kaufen waren. Das hier hatte nichts mit dem klassischen Zeug zu tun, das mir die Schule hatte eintrichtern wollen. Es las sich genauso leicht wie *Die letzte Fahrt der Titanic* oder *Verloren in den Anden*, und gleichzeitig schoß es mir ins Rückenmark wie *The Art Of Self-Destruction*. Es war einfach alles zugleich. Feinfühlig und obszön. Schockierend und tröstend. Trostlos und aufregend schön. Und es swingte.

Als ich auf der letzten Seite angelangt war – es ist kein besonders dickes Buch – fing ich gleich wieder von vorne an. Diesmal fotografierte ich regelrecht die einzelnen Sequenzen, bis sie einen Film von nie gesehener Schärfe ergaben. Schärfer, als jeder noch so erstklassige Pornofilm jemals ausfallen würde – nicht, daß ich in meinem Leben besonders viele erstklassige Pornofilme gesehen hätte, aber... na, egal. Jedenfalls war da noch etwas. *Der Funk, Benny*.

Abgesehen von den vielen obszönen Schnappschüssen, die sich in mein Gedächtnis reinbrannten, hatte mir das Buch eine *Stimme* entfaltet, der ich meine eigenen Eingebungen der Gegenwart anvertrauen konnte. Anvertrauen wollte. Anvertrauen mußte.

Bis jetzt hatte ich mir bloß Mühe gegeben, jede einzelne Sequenz des Films, der sich in meinem Kopf abspulte, mit einem Maximum an Intensität rüberzubringen. Wenn sich aber bei zehn geschriebenen Seiten mindestens neundreiviertel auf *Maximum Level* abspielten, dann war aller Wahrscheinlichkeit nach die Dynamik flöten gegangen, doch das fiel mir erst jetzt auf. *Motörhead Live At Hammersmith* hatte ich mir schon seit Jahren nicht mehr angehört (ich weiß es sogar noch ganz genau: zum letzten Mal an dem Tag, an dem ich von der Schule geflogen war – da allerdings in Originallautstärke).

Draußen wechselte der Himmel unmerklich von schwarz zu tiefblau, einige Vögel hatten schon zu singen begonnen, aber an Schlafen wollte ich jetzt nicht denken. *Der Funk, Benny*. Der Schreibblock vor mir war mit elektrischer Erwartung geladen wie die Bühne der Stadthalle zwei Minuten vor James Browns Auftritt. Ich knipste für eine Minute das Licht aus und starrte auf das geblendete Blatt – dann schrieb ich. Wörter und Sätze swingten jetzt, mit einem ähnlichen Groove wie *Die Frau aus Papier*, obwohl ich sie aus einer trüben Zisterne tief in meinem Hinterkopf rausfischte.

Es mag seltsam klingen, aber während ich schrieb, hatte ich nicht die leiseste Ahnung von dem, was ich schrieb. James Brown war nach dem Konzert von der Bühne gegangen, der Saal war leer, aber die

Instrumente standen noch da – und so kletterte ich auf die Bühne und griff mir den Bass und spielte drauflos. Das letzte Echo des Konzerts war längst verhallt, aber mein Herz schlug noch immer im selben Rhythmus – trieb diesen Rhythmus durch meinen ganzen Körper. Ich fühlte mich gut. Außer mir war nur noch der Typ am Mischpult da und hörte mir zu und schnitt weiter mit, aber ihn bemerkte ich erst viel später, als ich den Bass wieder hinstellte.

Ich hatte gerade ein neues Blatt rausgerissen, als der Wecker läutete. Ich las das soeben Geschriebene nochmal durch und wurde erregt, aber zum Onanieren blieb jetzt keine Zeit mehr, und so band ich mir eine Krawatte um und ging zur Arbeit. An dem Tag verlor ich um ein Haar meinen Job, weil meine Aufmerksamkeit fast zur Gänze von der Fortsetzung und Perfektionierung meiner Phantasie in Anspruch genommen war, und nur sehr wenig davon für einen Bulldozer übrigblieb, der aus einer Ausfahrt rausschwenkte und Sir Edmund und mich auf die Schaufel nehmen wollte.

Diesmal verlor ich keine Zeit. Kaum zu Hause angekommen, tauschte ich Anzug und Krawatte gegen Jeans und T-Shirt ein, schnappte blindlings eine Dose aus dem Küchenkasten, schlappte den Inhalt in einen Topf, stellte ihn auf die kalte Herdplatte, nahm ihn nach drei Minuten wieder weg und verschlang kalte Ravioli – oder waren's Cannelloni? – in lauwarmer Fleischsauce. Sir Edmunds Moralpredigt hatte mich zwar etwas aus der Konzentration gebracht (er ging diesmal sogar soweit, meine Unterarme zu inspizieren), aber ich setzte mich zum Tisch, und der Stein kam augenblicklich wieder ins Rollen. Er kollerte einen Abhang der Inspiration runter und endete einige Stunden später als zwölfseitige Gerölllawine, die die letzten Mauern der Unschuld in mir niederriß.

Er kollerte einen jungfräulichen Neuschneeabhang der Inspiration runter, wurde zum Schneeball und endete einige Stunden später als zwölfseitige Naßschneelawine, die ein paar Häuser der Unschuld mitriß.

Kurz nach Mitternacht rief ich Leonora an und fragte sie, ob es ihr etwas ausmachen würde, wenn ich zu ihr käme, jetzt sofort, um ihr eine Geschichte vorzulesen, aber es mußte sein, und ob sie verstehen würde, aber es wäre wahrscheinlich toll, undsoweiter, und ob sie verstehen würde. »Aber gerne«, sagte sie mit betonter Herzlichkeit in der Stimme, und wenn sie jetzt dagewesen wäre, hätte ich sie stundenlang am ganzen Körper mit kleinen... na, egal. Als sie dann noch »Ich freu mich schon« hinzufügte, hätte ich um ein Haar in den Telefonhörer gebissen.

Ich lief mehr zu Leonora als ich ging, sie winkte mir vom Fenster aus zu, mein Kopf wurde wieder zu einem blühenden Wörterwald, und ich hechtete das Stiegenhaus rauf wie ein brünftiger Hirsch – soweit brünftige Hirsche halt hechten.

Nun lag ich auf der Couch, den Kopf auf Leonoras Schoß gebettet. Das Laufen hatte mich außer Atem gebracht, und so ungeduldig ich war, ihr meine Phantasie vorzutragen, mußte ich erstmal verschnaufen.

»Na komm, ruh' dich erstmal aus.« sagte sie und nahm mir die Blätter aus der Hand. Aus der Schoßperspektive betrachtet leuchteten ihre Lippen matt wie eine langsam von der Sonne geöffnete Feige. Ich sah nur mehr ihren Mund – ihr Mund war sie. Sie schien sich dessen genauso bewußt zu werden und fing an zu lesen. Silben bildeten sich in ihrem Mund, verflüssigten sich und glitten über ihre Lippen. Selbst, wenn sie mir jetzt eine Bauanleitung für Modellhubschrauber vorgelesen hätte, wäre es wundervoll gewesen. Aber sie las in meiner Phantasie – die jetzt nicht mehr meine eigene war. Jedes Wort, jeder Satz, jeder Absatz verwandelte sich und nahm ihren Rhythmus an. Ich schloß die Augen, und ein einziger äußerst verwirrender Gedanke durchfuhr mich. Was passiert, wenn die Prinzessin von der Erbse einem Prinzen von der Erbse begegnet? Aber dieser Gedanke verschwand schnell, denn ihre Worte hatten meinen Frosch geküßt. Leonora knöpfte mit ihrer freien Hand meine Hose auf und holte meinen Prinzen raus. Es war Zeit, Dornröschen aus dem Schlaf zu wecken. Ich drehte mich etwas zur Seite, schob ihren Rock hoch und ließ meine Zunge über ihre Gestiefelte Muschi gleiten. *Wie Scheherazade, Benny. Mach mich jeden Tag geil.* Sie las weiter und fing an, an meiner Wunderlampe zu reiben, sie rieb und rieb, bis die Welt sich verdunkelte und der Geist rausschoß. Ich wollte ihr wirklich jeden Wunsch erfüllen.

»*Pastiches et Mélanges*« sagte Leonora und sprang auf. »Nachgeahmtes und Vermischtes.« Sie zog ihren Rock wieder runter, streifte die Falten raus und stellte sich vor dem großen Buchregal auf. »Wie wär's mit mehr Stoff, Benny?«

Ficken ist auch Arbeit. Als ich wieder nach Hause ging, war ich um eine Phantasie erleichtert – dafür trug ich einen Stoß Bücher unterm Arm. Eins mit einem lateinisch klingenden Namen von einem gewissen Henry Miller, ein wissenschaftliches Werk von zwei Typen namens Krafft und Ebing, *Geschichte der O* (unter diesem O – oder dieser O – konnte ich mir absolut nichts vorstellen), ein unscheinbares Taschenbuch *Mechanik der Frauen*, das mich vor allem an Modellhubschrauber erinnerte, sowie ein abgegriffenes Buch ohne Umschlag von einem Adligen namens Gérard de Villiers, mit dem vielsagenden Titel *Die Schwanzlutscherin*.

Zuhause ließ ich mich angezogen aufs Bett fallen und schlief ein wie ein Sandsack. Zum erstenmal seit langem träumte ich noch weniger als ein Sandsack.

Ein seltsamer Gedanke weckte mich am nächsten Morgen, kurz bevor ich die Augen aufschlug und ihm ins Gesicht sah. *Hey, dein Leben hat einen Sinn.* Ich setzte mich benommen auf die Bettkante und rieb mir die Augen. Sinn? Alles, was ich jetzt brauchte, waren fünf oder sechs Tassen Kaffee. Ich torkelte zielstrebig in die Küche, stellte den Kaffee auf und überlegte mir, was mir zu *Sinn des Lebens* einfiel. Monty Python. Und sonst?

In der Schule hat der Religionslehrer mal einen Diskussionsabend über den Sinn des Lebens veranstaltet, und zu meinem Glück bin ich damals nicht hingegangen. Zuerst haben sie sich alle ratlos angeschwiegen, bis einer der Schüler vorgeschlagen hat, ein paar Flaschen Wein zu organisieren. Er hat dann mit ein paar Freunden den Weinkeller seines Vaters geplündert, wobei es ihnen wahrscheinlich mehr ums Klauen als ums Saufen ging. Wirklich gebechert hat dann auch nur der Religionslehrer, und schon das zweite Glas hat ihm die Zunge gelockert und er hat begonnen zu reden – eine schillernde Predigt über den Sinn des Lebens, mit vielen farbenfrohen Geschichten aus der Bibel und aus dem Alten Testament (die zwei hab' ich sowieso immer durcheinandergebracht, ich wußte nie, in welchem Jesus und in welchem Moses vorkam, nachdem ich in beiden nur zwei bärtige Hippies sah, die in einer Art Marslandschaft lebten). Nach jeder Geschichte hat er sich ein neues Glas eingeschenkt. Ab der vierten Flasche ist er auf die Geschichte von Onan gekommen und wieso man eigentlich *onanieren* sagt, und nach der fünften Flasche ist er zum Buddhismus übergewechselt, vor allem zu *Kamasutra* (das kannte ich aus dem Buchregal meiner Eltern), bis das Ganze schließlich in einen detaillierten Vortrag über tantrischen Analsex und voreheliche Fellatio mündete. Einem Mädchen, das die ganze Zeit still in einer Ecke mit ihren Zöpfen gespielt hat, haben sie in der Nacht die Schlaftabletten aus dem Magen pumpen müssen. Der Religionslehrer hat sich am nächsten Tag für ein paar Monate krankschreiben lassen und ist dann auch an eine andere Schule versetzt worden. Mir war die Frage nach dem Sinn des Lebens sowieso immer mindestens genauso fremd wie Bücher und Auslagen für Blechspielzeug.

Die Kaffeemaschine röchelte, ich goß mir eine große Tasse ein und erinnerte mich an den Stoß Bücher, den ich gestern heimgeschleppt hatte. Ich roch an der Milch, die gerade zögerte, ob sie jetzt sauer sein sollte oder nicht, und dachte plötzlich: *Inhalt!*

Ich goß die Milch in den Kaffee und wartete gespannt auf den Orakelspruch eventueller Milchgerinnsel. Wo vor der *Frau aus Papier* nur Schatten war, sah ich jetzt Details. Aha, *nicht sauer*, verkündete der

Kaffee. Ich stellte ihn neben den Bücherstoß und begnügte mich damit, mir den Kaffeeduft vorfreudig durch die Nase ziehen zu lassen.

Wie Harveys Schallplatten. *Da ist deine Inspiration*, hatte er mir mal mit einem schiefen Blick auf seine Plattensammlung verkündet, eigentlich mehr zu sich selbst, denn er hätte sich denken müssen, daß ich noch nicht in dem Alter war, in dem man sich über solche Dinge Gedanken macht. Ich nahm das erste Buch in die Hand und starrte auf den Buchdeckel. Noch kannte ich diesen Henry Miller nicht. Ob er so gut war wie Françoise Rey? Vielleicht war es auch etwas völlig anderes, ich konnte mich ja überraschen lassen. Nachdem ich mich jetzt lange genug selbst überrascht hatte, konnten das andere auch tun. Ich schlürfte an meinem Kaffee. James Jamerson, John Paul Jones, Paul Chambers, Francis Rocco Prestia, Jaco Pastorius. *Inspiration*. Das war's.

»Nenn mir einen Bassisten – irgendeinen.« hatte mir Harvey eines Tages gesagt und mich mit unverhohlenem Stolz angegrinst.

»John Paul Jones.«

Harvey schnallte sich den *Precision* um, drehte die Höhen weg und alles andere voll auf, und schon dröhnte die virtuelle Led-Zeppelin-Version von *Goodbye Pork Pie Hat* durch die Boxen, natürlich nur der Basspart, aber so überzeugend, daß man sich den Rest lebhaft dazudenken konnte, und ich ertappte mich auch dabei, die Melodie in mich reinzuquieken und ganz fest an Robert Plant zu denken.

»Und jetzt?«

»Und jetzt was?«

»Na, ein anderer Bassist.«

»Ach so. Hmm. Larry Graham?«

»Verstehe.«

Harvey stellte den *Precision* auf seinen Ständer zurück, schnappte sich den *Jazz Bass*, konzentrierte sich kurz, sagte schnaubend »yeaaaah«, preßte die Schneidezähne gegen die Unterlippe und rümpfte dazu die Nase, und schon knallte die Primitiv-Slap-Version von *Goodbye Pork Pie Hat* so laut aus seinen Boxen, daß auf dem Acker gegenüber ein paar aufgeschreckte Krähen davonflogen.

Er verbrachte die ganze Stunde damit, mir *Goodbye Pork Pie Hat* in den abartigsten Versionen vorzuspielen – in den artigsten natürlich auch. Bei Paul Chambers und Ron Carter lehnte er konzentriert über der Hundehütte (so nannte er seinen Kontrabaß) und ließ die beängstigend

dicken Saiten mit den präzisen Beschwörungsgesten eines Zauberers zu Butter zerschmelzen. Bei Roger Glover (mein Vorschlag) kreischte er die Melodie in *double time* über ein Fundament von scheußlich verzerrten Grundtonachteln, und es klang mehr nach *Highway Star* als nach *Goodbye Pork Pie Hat*. Wer mir einfiel, kam Harvey in die Mangel. James Jamerson, Paul McCartney («*Wo ist mein [...] Plektron?!!!*»), Bobby Watson. Jaco Pastorius war damals gerade brandneu, und Harvey mußte passen, weil er keinen bundlosen *Jazz Bass* besaß. Ich grübelte weiter, mir wollte niemand mehr einfallen – da durchfuhr es mich wie ein Sonnenstrahl eine graue Wolkendecke, und ich erstrahlte von meiner Idee.

»Harvey!«

»Was is'?'«

»Nein! Du, Harvey! Ich sag' dir nur einen Bassisten... spiel wie du selbst.«

Zu meiner Enttäuschung grölte er nicht los vor Begeisterung. Er zuckte nur die Schultern und sagte fast gleichgültig:

»Ah ja. Den hätten wir fast vergessen.«

Und dann legte er los. Die Grübelfalte zwischen seinen Augenbrauen war verschwunden. Es klang nicht wie John Paul Jones, Larry Graham, Paul Chambers, Ron Carter, Francis Rocco Prestia oder James Jamerson oder sonstwer. Es war *Goodbye Pork Pie Hat* – und es klang. Neu. Nach Harvey. Er spielte und schaute genauso beseelt drein wie die Holzmadonna in der Kirche. Diese Version hatte irgendetwas, was die anderen nicht hatten. *The soul*, die Seele, hatte mir meine Großmutter bei einem unserer letzten gemeinsamen Waldspaziergänge offenbart, bevor sie ins Altersheim abgeschoben wurde. Ich trank den Kaffee aus und schlug Henry Miller auf.

Ab und zu schaute ich auf – die Sonne war jedesmal ein Stück weitergewandert. Am Abend sah ich zu, wie sie hinter den leuchtenden Silhouetten der Industrieviertel versank.

Kapitel sechzehn

I want to know everything

I want to be everywhere

I want to fuck everyone in the world

I want to do something that matters

I Do Not Want This – Nine Inch Nails

Ich steige die letzten Stufen zu Leonoras Wohnung und wundere mich, daß heute keine Musik durch die Tür zu hören ist. Die Stille in ihrem Stockwerk ist ungewohnt, und ich zögere kurz, bevor ich anläute. Das schrille Klingeln schallt durch alle Räume, und ich horche auf den nachklingenden Sinuston, bis sich die Stille wieder ausbreitet. Ich spüre meinen beschleunigten Puls und frage mich, ob er mehr der Anstrengung des Stiegensteigens oder der aufgeregten Erwartung zuzuschreiben ist. Gleich wird die Tür aufgehen, Leonora wird mich wie immer mit *Hallo Benny* begrüßen. Wir wissen beide, daß wir es jenseits von Gut und Böse treiben werden, aber das *Hallo Benny* wird sie nicht auslassen. Diese Sekunde lächelnder Unbeflecktheit vor der großen Schlammschlacht verwundert mich jedesmal aufs Neue.

Ich läute ein zweites Mal und überlege mir verschiedene Verhinderungsszenarien, doch da höre ich schon das vertraute Knarren des Parkettbodens. Ich räuspere mich und verscheuche alle unmännlichen Gedanken. Das sanfte Klackern der gutgeölten Schlösser ist mir ebenso vertraut. Die Tür geht auf, und Leonoras Anblick versetzt mir einen milden Schock.

Sie trägt eine dunkelblaue Schuluniform mit weißem Spitzenkragen, dazu schwarze Strümpfe und weiße Riemenschuhe. Sie sieht mich an, als hätte sie gerade erfahren, daß jemand ihr Nahestehender gestorben sei, und nun würde sie es mit Fassung tragen. Sie hat Ringe unter den Augen. Möglicherweise hat sie vorher geweint, aber jetzt sind ihre Tränen trocken.

Bis heute wußten wir jedesmal, daß es im Grunde genommen nur ein Spiel ist, und wenn wir auch mit noch so beflissenem Eifer bei der Sache waren, so wurde unsere Erregung doch immer eingedämmt durch das Bewußtsein, daß wir eben nur spielten. Und jetzt leuchtet mir auch

ein, was an *Hallo Benny* so besonders ist: das sind die rituellen Worte, die unsere Spiele eröffnen.

Leonora sagt nichts, sie schlingt einen Arm um meinen Hals und gibt mir einen Kuß mit einem Anflug von Zungenspitze. Kein *Hallo Benny*. Mir wird leicht unwohl bei dem Gedanken, daß heute kein Spielraum für unbedachte Bewegungen bleibt, doch da ist dieser Duft in Leonoras Haaren, und ich nehme ihren straffen runden Arsch in meine Hände und presse sie an mich und weiß jetzt, daß Hemmung und Scham dem einzigen Zweck dienen, sich in Geilheit zu verwandeln. Fast wünsche ich mir, noch ein bißchen befangener zu sein, um dann den Stromstoß der Lust umso stärker zu empfinden.

Wir lösen uns aus unserer Umarmung, und ich folge Leonora ins Wohnzimmer. Der Tisch ist feierlich gedeckt mit Kerzen und Silberbesteck und Räucherlachs und Wein. Zwischem dem Korkenzieher und der Lachsgabel schimmert wie eins von vielen zweckbestimmten Eßbestecken eine silberne Automatikpistole.

Vor ein paar Wochen habe ich Leonora eine verstörende Phantasie erzählt, die ich als Kind mit meiner Volksschullehrerin hatte. Es war einer jener privilegierten Abende, wo Tabus fallen, wo den ganzen Abend lang ein Prickeln durch die Haut geht, und ich erinnere mich, daß ich in meiner Erzählung Details entwickelte, die mich selbst am meisten überraschten. Ich gelangte an einen Punkt, an dem ich das Gefühl hatte, meine Erzählung selbst zu *erleben* – Worte waren nur mehr eine Formalität, ein kaum bemerktes Stegreifprotokoll. Leonora wirkte an dem Abend etwas zerstreut, und so machte ich mir keine weiteren Gedanken.

Umsomehr ist die materielle Konfrontation mit meiner eigenen Phantasie jetzt ein Schock. Leonora läßt sich nichts anmerken. Sie zündet die zwei Kerzen an, setzt sich nieder und macht sich daran, den Wein zu entkorken. Mein Blick wandert von der Pistole zu ihren zitternden Händen.

»Setz dich.« sagt sie mit heiserer Stimme und räuspert sich. Es ist das erste Mal, daß ich sie so unsicher erlebe. Sie strahlt etwas aus, was ihrem Wesen bisher fremd zu sein schien. Erregung. *Nackte Erregung. Nackte demütigende Erregung.*

Wir sehen uns kurz an. Sie sieht, was ich gesehen habe. Sie weiß, was ich weiß. Als wäre dieser Gedanke für sie unerträglich, steht sie auf, legt eine CD ein und setzt sich mit kontrollierten Bewegungen zum Tisch zurück. Doch dann springt sie wieder auf, und bevor noch ein Ton erklingt, nimmt sie die CD wieder raus und bleibt nachdenklich vor der Stereoanlage stehen.

»Weißt du, worauf's im Leben ankommt, Benny?«

Ich verfolge die regelmäßigen Zickzackmuster des Parkettbodens, um dort vielleicht eine Antwort zu finden, aber soweit läßt sie mich nicht kommen. Sie spricht für sich selbst, als würde sie ein auswendig gelerntes Gedicht wiederholen, und erst, als sie wieder zu mir aufsieht, merke ich, daß es tatsächlich ein Gedicht ist:

*Liebend zeugen, hassend morden
Ist Menschenherzens Süd und Norden;
Und was dazwischen innesteckt,
Sind Keime, doch zurückgeschreckt,
Sind Sprossen, doch die halben, matten,
Von Totschlag oder von Begatten.*

Ein paar Stockwerke tiefer schalten Ampeln regelmäßig von Rot auf Grün und von Grün auf Rot, um einen pulsierenden Strom aus Blech und Gummi und Stoff und Fleisch und Stahl in geordnete Bahnen zu leiten. Hier oben sind Kollisionen erlaubt und sogar erwünscht. Hier driften wir ab und lassen das Festland der Normalität hinter uns. Der Boden schwankt etwas unter meinen Füßen, als hätte ich zu lange die Luft angehalten.

»Sex und Tod, Benny, das ist es. Die einzigen Dinge im Leben, auf die's wirklich ankommt. Zu dem Thema hab' ich eine sechshundertseitige Doktorarbeit geschrieben. Sechshundert Seiten, stell dir vor!« Ein spöttisch schiefes Lächeln huscht über ihre Lippen. »Und trotzdem den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen...« Sie geht zur Bücherwand und zieht mit verächtlicher Miene ein dickes Manuskript raus. »Du wolltest mal wissen, ob ich die alle gelesen hab'. Ja, hab' ich. Die meisten sogar zweimal, dreimal, fünfmal, zehnmal, und manche davon noch mehr, bis sie mir bei den Ohren rausgegangen sind. Danke, setzen, sehr gut. Und jetzt nimm diese ganzen Wälzer, stopf sie in einen Milchshaker wie mich, dann drück auf den Knopf und *prrrrrrrrrrr* – schon kommt unten so ein Shake raus: *Sexualität und Tod im Werk von Chrétien de Troyes*. Du mußt dich nur ein bißchen gedulden, weil der Shaker ein paar Jahre zum Verarbeiten braucht, und wenn du Erdbeeren reinhaust, kann's dir passieren, daß du am Ende ein Bananenshake hast. Blöd, was?« Sie kneift die Lippen zusammen und wirft einen parodierten Prüferblick auf die Umschlagseite. »Dieser pseudo-seriöse Titel: *Sexualität und Tod*. Warum nicht *Schmachten und schlachten*? Oder *Koitieren und liquidieren*? Oder wie wär's mit: *Jenseits und Beinespreis*? Aber dann würd's natürlich keiner von diesen diplomierten Sphinxen in die Hand nehmen, geschweige denn lesen. Na, egal. Und wozu letzten Endes das ganze Affentheater? *J'ai détruit une forêt pour construire une cabane*.« Sie läßt ihre Doktorarbeit zwischen Daumen und Zeigefinger baumeln. »Einen ganzen tropischen Regenwald hab' ich abgeholzt, um diesen wackligen Geräteschuppen aufzustellen. Ich könnte kotzen.«

Das Manuskript plumpst auf den Boden und bleibt aufgeschlagen über der zerknitterten Umschlagseite liegen. Ich will es aufheben, aber Leonora kommt mir zuvor und steigt drauf. Es folgt ein kurzer Kampf, der weniger verspielt ausfällt, als er eigentlich hätte sein wollen. Ich halte ihren Knöchel fest, während sie versucht, mir mit dem anderen Bein einen Tritt zu verpassen. Ich lasse nicht locker, Leonora gibt auch nicht nach, und so landen wir beide unsanft am Boden.

Kein *Autsch*. Kein Lachen, das einem virtuellen Publikum unsere Verspieltheit vor Augen führen würde. Nur Schmerz, der augenblicklich in Erregung umschlägt. Wir bleiben Seite an Seite auf dem harten Parkettboden liegen und lassen die Dinge ihren Lauf nehmen. Leonora spricht, als würde sie einen entfernten und bruchstückhaft erinnerten Traum erzählen.

»Was ist der Tod, Benny?... der große Sprung ins Unbekannte... genau wie der erste Sex... du weißt auch nicht, wie's ist, und wenn du's wissen willst, mußt du's eben versuchen... ins Blaue springen und schauen, wie's ist... und nachdem ich das irgendwann einmal so und so tun muß... warum nicht jetzt gleich, wenn ich Lust darauf habe?... es klingt blöd, ich weiß, aber das einzige, was mich im Leben wirklich noch überraschen kann, ist der Tod...«

Ich bin fasziniert, wie wenig Leonora spielt, wie echt ihre Worte klingen.

»Heute ist ein guter Tag zum Sterben, *little big man*« sagt sie. »Du pflückst eine Rose ja auch nur, wenn sie blüht, und nicht erst, wenn sie verwelkt ist. Komm.«

Sie steht auf, nimmt den Revolver nachlässig in eine Hand und streckt mir die andere entgegen. Wir kümmern uns nicht mehr um den gedeckten Tisch und gehen ins Schlafzimmer, wo die Fensterläden geschlossen sind. Um diese Jahreszeit ist es draußen noch hell, einige späte Sonnenstrahlen dringen durch die Ritzen zwischen den ungefügten Holzjalousien und tauchen den Raum in ein klar umrissenes Halbdunkel.

Leonora läßt sich auf das ungemachte Bett fallen, ich lege mich neben sie. Unser Atem pendelt sich langsam ein. Das zeitweilige Rauschen des Verkehrs dringt wie ein anderer, mächtiger, unirdischer Atem in den Raum. Ich schaue abwechselnd in Leonoras Augen und zu den geschlossenen Fenstern.

Sie sagt: »Du glaubst daß da unten der Verkehr vorbeirauscht... daß das einfach Hupen sind... das sind aber keine Hupen und keine Autos das sind... Nebelhörner die Notsignale senden und langsam in der Flut versinken... hörst du's nicht rauschen... wir haben keine Zukunft Benny aber das macht nichts... und über die Vergangenheit schwappt jetzt gerade die Sintflut drüber... dafür haben wir jetzt Gegenwart... nur

mehr... Gegenwart... *ossaque post tergum magnae jactate parentis...*
schmeißt die Knochen eurer Vorfahren über die Schulter...« Sie zögert
kurz, als würde sie eine unbeabsichtigte Bedeutung in ihren Wörtern
erfassen. »Und die eigenen hinterdrein auch wenn die Saat nie wieder
aufgehen wird... kennst du die Sagen von Dädalus?«

»Meine Großmutter hat sie mir oft erzählt, als ich klein war. Später hab'
ich sie dann als Fernsehserie gesehen.«

»Bau mir ein Labyrinth Benny... nimm alle deine Luftschlösser
zusammen und spiel Architekt damit... und wenn du fertig bist... laß
mich reingehen... sei mein Dädalus und mein Minotaurus...«

Kapitel siebzehn

*[...] The thousand sordid images
Of which your soul was constituted;
They flickered against the ceiling.*

Preludes – T.S. Eliot

Ich liege neben Leonora und schaue gedankenverloren an die Decke, deren Risse und Sprünge in der Dunkelheit schwimmen. Das Leuchtfeuer der Autoscheinwerfer, das von einer Wand zur anderen streift, wird immer spärlicher, bis die Dunkelheit immer mehr überhand nimmt. Ein Tropfen Blut in einem Haiaquarium – Leonoras Geruch hatte schon bei unserem ersten Treffen so berauschend auf mich gewirkt. Ihre Erscheinung tut heute ein Übriges dazu. Weit draußen hinter der Horizontlinie kann ich Blut riechen. Auf dem Weg dorthin zeichnet sich seltsames Treibgut ab. Ertrunkene Seelen. Schrott, der schon vor langer Zeit über Bord gegangen ist. Eine längst vergessen geglaubte Schulfreundin. Düstere Landschulwochen. Sprachaustausch. Schnappschüsse aus Pornoheften. Und hinter all dem die ganze Strecke über die flau und zugleich erregende Gewißheit, daß ich an diesem fernen Sommernachmittag wieder im Gras liege, Fräulein Dvorak neben mir, und ich erzähle ihr die Geschichte, um die sie mich gebeten hat. Das Propellerflugzeug, das über uns hinwegbrummt, nehmen wir beide kaum wahr. Ich drehe mich zu ihr rüber und lasse meine Hand über ihre Beine gleiten. Ich streife langsam hin und her, zwischen ihren Knien und dem Saum ihres Kleides, so lange, bis ich die Bewegung nicht mehr wahrnehme – dann erzähle ich ihr, was mir fortwährend zu Kopf steigt:

»In einem abgelegenen Provinznest am Ende eines Tals es führt nur eine einzige Straße ins Dorf rundherum sind steile Berge der einzige Horizont zwischen November und Februar schafft es kein einziger Sonnenstrahl bis ganz runter ab März taut dann alles für ein paar Stunden am Tag auf und nur im Sommer treffen sich hier jede Menge Touristen fast ausschließlich Deutsche die im Reisebus kommen um ein bißchen Landluft einzuatmen ab der ersten Juniwoche reduziert sich das Dorf auf ein paar strategisch wichtige Punkte wie Lebensmittelgeschäft und Post und Bushaltestelle alles andere ist nur Landschaft Dekoration

die Damen quieken vor Vergnügen neben der Bushaltestelle sehen sie Kühe und Schafe gleich hinter dem elektrischen Zaun fast zum Angreifen sie sind jedesmal aufs neue entzückt wenn sie dort vorbeigehen die Männer grunzen nur mißmutig auf dem Weg vom Lebensmittelgeschäft zur Post oder von der Post zur Bushaltestelle wandern sie in Hemdsärmeln und der traditionellen kurzen Lederhose durchs Dorf und sehen sich an allem gründlich satt am letzten Samstag im August steigen alle wieder in den Bus die meisten von ihnen werden nächsten Sommer wiederkommen dann werden sie in vertraulichem Ton die kaum merklichen Veränderungen im Dorf kommentieren das Lebensmittelgeschäft wird etwas teurer geworden sein dafür wird es dort als Saisonneuheit mehrere Eissorten zur Auswahl geben die Fassade der Post wird einen neuen Anstrich bekommen haben im Gasthaus wird ein neuer Kellner arbeiten den anderen werden sie bis dahin gefeuert haben weil er zuviele gutgläubige Touristinnen aufs Kreuz legt aber im großen und ganzen werden die meisten Stammgäste zufrieden sein alles wieder einigermaßen so vorzufinden wie es im Lauf der Jahre in ihrem Gedächtnis verhaftet geblieben ist aber jetzt ist es Anfang Oktober und der Friedhof zählt mehr Gräber als das Dorf Einwohner die letzten Touristen haben schon längst durch die getönten Scheiben des letzten Reisebusses gewunken in den ersten Wochen nach der Saison wirkt das Dorf für die Bewohner wie eine Theaterkulisse nach der Vorstellung die Stars sind abgereist jetzt müssen die Kabel aufgerollt und die Gerüste zerlegt und verstaut werden der Postkartenständer wird nicht mehr wie sonst jeden Morgen auf den Gehsteig vors Lebensmittelgeschäft gestellt er steht jetzt neben der Kassa wie ein unbenütztes Requisit das auf die nächste Vorstellung wartet du lehnst am Fenster auf der anderen Straßenseite und wunderst dich daß alle vor dem letzten Akt gegangen sind du schaust auf die überdimensionale Plakatwand neben dem Lebensmittelgeschäft auf der drei Plakate fein säuberlich angeklebt sind ohne sich den Platz streitig zu machen das größere der drei leuchtet matt wie eine Zahnpastawerbung aus den Siebzigern und kündigt eine Wahlveranstaltung der rechtsextremen Partei an das zweite Plakat erinnert in etwas grelleren Farben an den Sommer eine Konzertankündigung für die letzte Augustwoche junge Profimusiker im Trachtenanzug die große BMW's fahren und teure Synthesizer spielen und Volksmusik und Techno mischen auf dem kleinsten der Plakate steht nur *Hotel Kondor heute Tanzabend* du lehnst schon den ganzen Tag am Fenster und betrachtest die Plakate aber erst jetzt fällt dir auf was an ihnen so befremdend ist sie sind weder zerrissen noch beschmiert der Führer der rechtsextremen Partei zeigt schon seit über einer Woche sein geradliniges Lächeln und hat noch immer keinen aufgemalten Hitlerbart die *Fidelen Dolmtaler* strotzen schon seit Anfang August vor stubenreiner Deftigkeit weil hier weit und breit kein Rapper mit Spraydose oder schwarzem Edding-Marker sein Gebiet

markiert in Paris hast du fast nur beschmierte Plakate gesehen dort hast du die schreienden Protestschnörkel zu einem Teil des täglichen Lebens verschmelzen lassen bis du überhaupt nicht mehr auf sie geachtet hast aber diese jungfräulichen Plakate strahlen jetzt eine viel direktere Gewalt aus sie brauchen keinen Widerspruch zu dulden weil es hier weit und breit keinen Widerspruch gibt du fixierst eine Fläche weit hinter den tausenden Farbpunkten die das Plakat der rechtsextremen Partei zusammensetzen und wie in einem *Magic Eye* siehst du Bilder aus den letzten Monaten und Jahren aufsteigen alle scheinen gerade eben Wirklichkeit gewesen zu sein wie der Lebensfilm den man im Moment des Sterbens in geballtem Zeitraffer vor Augen hat diesen Film siehst du jetzt und du läßt dir mit dem Anschauen Zeit so wie du dir mit dem Sterben noch etwas Zeit läßt jetzt sitzt du im Schulbus auf dem Weg nach Hause einem der letzten Schulbusse mit runden Scheinwerfern und hartgefederten Ledersitzen die bei jedem Lastwechsel vibrieren du hast dir fest vorgenommen deinen täglichen Rosenkranz heute auf keinen Fall aufzusagen du hast es dir geschworen aber jetzt betest du doch halblaut den Namen jeder Haltestelle runter bis du bei der Letzten wieder von vorne anfängst gleich nach der Postkurve mußt du aussteigen und jetzt nimmst du dir genauso fest vor bei der ersten Gelegenheit weit weit wegzufahren irgendwann einmal du schwörst es dir irgendwohin wo es andere Schulbusse und andere Bushaltestellen gibt oder noch besser wo es gar nichts gibt eine namenlose Wüste der Seligkeit du würdest dich nackt in den Sand legen die Sonne würde deinen Körper langsam versengen und irgendwann würdest du die Besinnung verlieren aber jetzt mußt du schon aussteigen du hängst an deinem Dorf wie eine Marionette du gehst die letzten Meter zu deinem Haus und stellst dir vor wie du die Fäden eines Tages durchtrennen wirst wie du dann zusammenbrechen wirst und leblos liegenbleiben aber die Fäden über dir spannen sich jeden Tag neu und ziehen dich über Jahre hinweg bis in die Maturaklasse deine Lehrer nennen dich jetzt *ein großes Mädchen* und es ist dir unangenehm weil du dir überhaupt nicht groß vorkommst obwohl du die meisten Mädchen in der Klasse um einen Kopf überragst jetzt ist es April und noch zwei Monate bis zur Reifeprüfung die Sonne scheint täglich ein paar Minuten länger ins Tal runter in der letzten Woche hat es gleich zwei große Ereignisse gegeben der Mama ist in zwei aufeinanderfolgenden Nächten die Jungfrau Maria erschienen und die Schule organisiert einen Sprachaustausch mit französischen Schülern und Schülerinnen für deine Mutter ist Frankreich immer noch ein feindliches Land und deswegen sagt sie auch nur *was zu den Franzosen bist du von allen guten Geistern verlassen* aber eine Woche später bist du fast froh darüber eine der wenigen Zurückgebliebenen zu sein diese Klasse aus einem Pariser Vorort ist so anders als deine ganzen Schulkollegen die Burschen haben Drei-Tage-Bärte und riechen nach zuviel Rasierwasser und sie reden nicht den ganzen Tag über

programmierbare Taschenrechner und schnelle Gitarristen sie scheinen sich ausschließlich für Mädchen im allgemeinen und für Mitschülerinnen im speziellen zu interessieren einige der Mädchen tragen sehr kurze Röcke und sind geschminkt wie erwachsene Frauen aber sie schauen dich deswegen nicht verächtlich an wie du befürchtet hast sie fragen dich *was hier so nach der Schule getrieben wird* du rückst dein Aufgabenheft in einen rechten Winkel zum Tisch und sagst *eigentlich nichts* sie schauen dich verwundert an und verwenden die erste Deutschstunde gleich darauf Zeit und Ort der nächsten Party festzulegen es wird in alle Richtungen diskutiert über mehrere Bänke hinweg und der verzweifelte Klassenvorstand könnte genausogut nicht da sein kurz vor der Glocke gibt es dann auch den ersten Skandal als einer der Burschen nach einer etwas schroffen Ermahnung aufsteht und laut *Jawoll meine Lehrer* durch die Klasse brüllt die Lehrerin schreit jetzt dich an du sollst sofort mit diesem hysterischen Lachen aufhören die ganze Klasse läßt sich von deinem Lachen anstecken dir laufen Tränen über die heißen Wangen und eine ohnmächtige Hand packt dich am Kragen und zerrt dich unter allgemeinem Beifall und Gejohle auf den Gang raus die Moralpredigt des Direktors vergißt du schnell jetzt ist es schon Abend und du sitzt als Ehrengast im großen Fernsehraum des Studentenheims der Fernsehschrank ist zur Wand gedreht und die Vorhänge werden zugezogen die Burschen riechen jetzt noch mehr nach Rasierwasser als am Vormittag und die Röcke der Mädchen scheinen auch kürzer geworden zu sein Unmengen von Wein und Cola und Bier werden herangeschleppt die Kopfpolster aus den Zimmern werden zu Sitzpolstern umfunktioniert und der Bursche der am Vormittag *Jawoll meine Lehrer* gebrüllt hat ist gerade dabei einen tragbaren CD-Player an die veraltete Heimanlage anzuschließen du setzt dich neben ihn und schaust geduldig zu wie er Kabel zurechtschneidet und Stecker zurechtbiegt dein Leben kommt dir jetzt wie ein rostiges Abstellgleis vor aber am Bahndamm gleich neben dir kündigt sich ein Expresszug an auf gleißenden Schienen die Fluchtlinien durch die Nacht schneiden heute wird er knapp neben dir vorbeierollen und du wirst aufspringen können jetzt erfährst du auch daß er Stéphane heißt weil ihr Slow tanzt und er dir beiläufig seinen Namen sagt und du magst die beiläufige Art wie er dir seinen Namen sagt und du magst auch die Musik von Prince den du bis jetzt nicht ausstehen konntest einige Paare haben aufgehört zu tanzen und tauschen im Halbdunkel langsame Zungenküsse aus und jetzt fragst du dich ob du nicht ein bißchen zuviel Wein getrunken hast du hast ganz vergessen Stéphane deinen Namen zu sagen vielleicht solltest du das jetzt nachholen aber dein Körper war noch nie so nahe an einen anderen gepreßt seine Hände spielen gedankenverloren mit deinen Zöpfen jetzt spürst du sie wie Schienengeräusche eines nahenden Zuges bis zu deinen Hüften hinabgleiten gleich wirst du springen und dann durch die Nacht fahren dein Herz schlägt im Rhythmus der Achsen die dich gleich überrollen werden *ich habe noch*

nie mit einem Mann geschlafen möchtest du jetzt du bist nicht sicher ob er verstanden hat und dir ist auch ein bißchen schwindlig aber soviel Französisch kannst du gerade noch und du sagst eine Spur zu laut *Voulez-vous coucher avec moi ce soir* jetzt lächelt er und sein Gesicht ist auf einmal ganz nahe bei deinem und er verkneift sich sein Lächeln und sagt nur *Jawoll meine Schülerin* bevor er dich sanft an den Haaren packt und eure Zungen sich treffen jetzt seid ihr in seinem Zimmer und du nimmst dir einen Sessel weil du Angst hast dich zu Stéphane aufs Bett zu setzen du hast in *Bravo Girl* gelesen daß der erste Sex meistens sehr weh tut und ein Mädchen in deiner Klasse hat sogar erzählt daß sie dabei halb vergewaltigt wurde er fragt *das ist wirklich die erste Mal für dich* und sein Akzent hat etwas Erleichterndes an sich aber trotzdem bist du genauso nervös wie vor einer Wurzelbehandlung beim Tanzen hast du gespürt wie sein erregtes Glied gegen deinen Bauch gedrückt hat und jetzt fragst du dich ob es genauso weh tun wird wie der Bohrer beim Zahnarzt aber jetzt verbringt ihr die Zeit mit Reden ihr redet die ganze Nacht durch Stéphane ist genauso alt wie du und du versuchst dir vorzustellen wie ein Leben aussieht das einen mit achtzehn schon so erfahren aussehen läßt es fällt dir auch erst viel später auf daß er dir die ganze Zeit aufmerksam zugehört hat obwohl er wahrscheinlich viel mehr zu erzählen hätte er läßt dich reden und reden und hört einfach zu und du bist erstaunt über Dinge zu reden Wörter in den Mund zu nehmen über die du noch mit niemandem gesprochen hast Dinge die du sogar in Gedanken gemieden hast jetzt fühlst du dich wie während deiner ersten Beichte nur viel viel besser und du wartest darauf daß Stéphane dir die Absolution erteilt er schlägt aber vor daß du dich nackt ausziehst und du wirst rot bis über beide Ohren der bloße Gedanke versetzt dich in milde Panik aber er gefällt dir auch und jetzt liegen deine Kleider am Boden und du stehst in der Mitte des Zimmers und Stéphane küßt dich und läßt seine Hände über deinen Körper gleiten der frühe Morgenhimmel ist tiefblau wie flüssiger Stickstoff ein einsamer Vogel singt ein atonales Ostinato und jetzt ist auch Stéphane nackt und er liegt neben dir und führt deine Hand zu seinem Glied damit ihr beide Bekanntschaft macht und du keine Angst vor ihm hast bis er dich auf die Seite dreht und du die Spitze seiner Eichel an deiner jungfräulichen Vulva spürst und jetzt dringt er in dich ein und es tut weh aber hinter dem Schmerz spürst du zuerst dumpf und dann allmählich immer klarer ein völlig neues Gefühl das sich in dir breitmacht wie das Vibrieren der Ledersitze im Schulbus nur viel stärker hundertmal stärker tausendmal stärker jetzt denkst du absurderweise an die Farbtafel in der Schulenzyklopädie die die Funktionsweise von Lastwagenmotoren erklärt und du hast plötzlich eine Vision von rollenden Achsen und stampfenden Zylindern und du möchtest am liebsten überrollt werden und Stéphane preßt dir die Hand auf den Mund und jetzt fühlst du dich auch wirklich gerädert aber es ist wundervoll *ein großes schwarzes Loch das langsam weiß wird* du weißt nicht wieviel Zeit vergeht dein

erster klarer Gedanke taucht an die Oberfläche *jetzt ist sein Bremschlauch geplatzt ich bin voll Bremsflüssigkeit oder ist das Öl* und Stéphane lacht mit dir und fragt *warum lachst du* aber jetzt sitzt du schon im ersten Bus zurück ins Dorf und überlegst dir was du deiner Mutter wohl auftischen wirst wahrscheinlich wird sie wieder wochenlang kein Wort mit dir sprechen aber die Straße hat in der Morgendämmerung eine neue Farbe und deswegen sind dir die Sanktionen deiner Mutter jetzt auch gleichgültig aus Gewohnheit betest du die Namen der Haltestellen runter du glaubst aber nicht mehr an sie denn sie fallen wie eine Haut von dir ab zu Hause aber trifft dich das Ausgehverbot noch härter als die Ohrfeigen der Direktor hat deine Mutter angerufen und seinem Ärger noch einmal Luft gemacht und beide haben sich gegenseitig zu einem einwöchigen Schulverweis ermutigt die nächsten Wochen sind in deiner Erinnerung dunkel wie der Dachboden in dem du deinen Hausarrest absitzt endlose Sekunden der Leere von denen jede einzelne sich qualvoll in dein Hirn reinbrennt Stich für Stich und Punkt für Punkt wie eine Tätowiernadel eine unsichtbare Schöpferhand brennt eine makabre und unverwischbare Zeichnung unter die Mädchenhaut deiner Seele seit deiner Nacht mit Stéphane sind die Tage bedeutungslos geworden wie der Nachspann eines Films eine endlose Aneinanderreihung bereits bekannter Namen und Gesichter die an dir vorüberziehen aber jetzt ist die Sekretärin des Direktors in die Klasse gekommen und sie hält dir ein Papier unter die Nase ein Brief an die Schule adressiert aber mit deinem Namen in einer fremden Handschrift nur drei Worte *Willst du kommen* und eine Unterschrift *Stéphane* du schaust aus dem Fenster und dein Puls pocht gegen dein Trommelfell die Sicht ist versperrt durch die hohen Berge und jetzt schwingst du dich in Gedanken über sie bei Nacht müssen sie aussehen wie Wellen die sich noch weiter türmen auch wenn sich der Sturm schon gelegt hat und hinter diesen finsternen Wellentälern liegt irgendwo Versailles ein fixer Punkt im Atlas du wartest gar nicht erst die nächste Stunde ab du schwänzt die Nachmittagsstunden und alle weiteren Nachmittage und Tage und Wochen du schwänzt einfach dein eigenes Leben und nimmst den nächsten Bus zurück ins Dorf um deine Sachen zu holen heute scheinst du die Namen der Haltestellen vollkommen abgestreift zu haben du hörst sie nicht mehr die Stimme in deinem Kopf die dir pausenlos sinnlose Anordnungen zuflüstert weil dein Kopf plötzlich angefüllt ist mit praktischem Denken das dich selbst überrascht zu Hause stellst du erleichtert fest daß deine Mutter weggegangen ist du packst schnell das Allernötigste in deinen kleinen Wanderrucksack du schlägst deinen Schulatlas bei *Mittel- und Westeuropa* auf und reißt die Seite raus du zögerst kurz und dann gehst du ins Zimmer deiner Mutter und nimmst das Kuvert mit den Geldscheinen aus der Medikamentenlade und läufst dann aus dem Haus und läufst die Straße runter und läufst und läufst und du hast es geschafft nicht zurückzuschauen die nächsten achtundvierzig Stunden

werden die freiesten deines Lebens sein wenn dir jetzt jemand erzählen würde was du alles erleben wirst so würdest du dir schwertun ihm zu glauben viele Autofahrer werden über das handgemalte *PARIS*-Schild lachen das du ihnen entgegenschwenken wirst und du wirst Fernlastfahrer und Kellnerinnen in Autobahnraststätten kennenlernen wirst ihnen Fragen über ihr Leben stellen und auf Autobahnparkplätzen schlafen oder mal einen schönen Fleck neben einer Landstraße suchen und schon wirst du die Schilder nicht mehr verstehen und die Polizeibeamten die dich an der Autobahnmautstelle um deine Papiere bitten werden haben auch nicht mehr diese besondere Art von gehässiger Freundlichkeit in der Stimme sie werden dich einfach nach deinem Ausweis fragen ohne Sympathie aber auch ohne dir irgendetwas übelzunehmen und du wirst froh sein daß du seit ein paar Tagen achtzehn bist und du wirst auch ihnen Fragen über ihr Leben stellen wollen aber das verkneifst du dir bald wirst du an einer wenig befahrenen Landstraße stehen und ein riesiger Sattelschlepper wird so laut hupen daß du erschrickst und du wirst nicht gleich kapieren daß er extra wegen dir mit ächzenden Bremsen zum Straßenrand rüberschwenkt der Fahrer wird noch keine Zwanzig sein und du wirst die ganze Zeit auf seine tätowierten Arme schielen er wird wollen daß du ihm Gesellschaft leistest damit er nicht einschläft er wird lauten Heavy Metal hören und jedesmal wenn ihr was sagen wollt werdet ihr beide brüllen müssen und du wirst dich wundern daß du die laute Musik und euer Brüllen saukomisch findest und oft wirst du ihn einfach entspannt und angenehm verblödet angrinsen und trotzdem wird er dich regelmäßig wachrütteln müssen irgendwann einmal wird er es aufgeben und du wirst in der Zeit die du durchquerst versinken die Kilometer werden von dir unbemerkt an dir vorüberziehen nur ab und zu wirst du kurz die Augen aufschlagen und Entfernungstafeln wie unzusammenhängende Traumbilder wahrnehmen *Paris dreihundertsiebzehn Kilometer Paris zweihunderteinundachtzig Kilometer hundertsiebenundneunzig hundertdreizehn* und jetzt hast du keine Ahnung wo du bist eine starke Hand rüttelt grob an deiner Schulter *Mademoiselle this is Paris* ruft eine Stimme mit starkem französischem Akzent du denkst *um Gottes Willen der Wecker spinnt schon wieder und heute ist Lateinschularbeit* jetzt bist du für ein paar Sekunden ein aufgeschrecktes Tier das aus dem Winterschlaf erwacht du schaust auf ein riesiges Armaturenbrett dahinter eine fremde Stadt du verabschiedest dich und springst raus und verstauchst dir den Knöchel weil die Fahrerkabine höher ist als du gedacht hast es ist schon fast hell aber die Straßenbeleuchtung funktioniert noch und die Autos haben fast alle gelbe Scheinwerfer du hinkst zu einer Telephonkabine aber die hat nur einen riesigen Schlitz wo keine Münzen reinpassen und jetzt fällt dir auch ein daß du keine Francs hast du irrst durch die Straßen und kommst dir vor wie ein Tourist der in einem fremden Leben Urlaub macht jetzt stehst du vor einem Gebäude das ein Hotel

oder eine Pension sein muß du bist allein in dieser fremden Stadt und würdest die Sprache der Leute die an dir vorbeigehen nicht verstehen aber jetzt lachst du lauthals über das Schild *GELD WÄSCHEL* und jetzt hast du Geld viel Geld und du betrittst ein Café und dir fällt sofort auf daß sich niemand nach dir umdreht die Leute bleiben vertieft in ihre hitzigen Zeitungen und ihre großformatigen Diskussionen du bestellst anstandshalber einen Kaffee der Kellner stellt ihn dir hin und sagt nicht *Bitte sehr die Dame bitteschön dankeschön* sondern einfach *café* und du magst diese Unverbindlichkeit gleich wirst du Stéphane anrufen aber nicht sofort nein jetzt atmest du erstmal durch tiiiiief durch das Gewicht auf deinen Rippen ist jetzt verschwunden aber du fürchtest daß es irgendwo ganz nahe auf dich wartet du beobachtest das Treiben dieser fremden Stadt die zum Leben erwacht und jedes noch so unbedeutende Detail brennt sich in dein Bewußtsein die Zeichnung unter deiner empfindlichen Haut ist noch immer da aber jetzt kommt Farbe rein die stylisierte gelbe Zigarre neben dem Café die schachbrettartig aufgemalten Busspuren der morgentliche Wasserstrahl der aus einem knallroten Hydranten raussprudelt und im Rinnsal runterfließt bis er weiter unten wieder in der Straße verschwindet als wärst du in einem früheren Leben hier aufgewachsen und jetzt kehrst du nach langer Abwesenheit wieder nach Hause zurück doch jetzt steht Stéphane vor dem Café er sieht noch etwas verschlafen aus er hat dich noch nicht gesehen aber du siehst ihn durch die Glastür hier ist er also zu Hause in seinem Element das freundliche Gesicht der Stadt hat auf ihn abgefärbt jetzt bemerkt er dich und du bist froh daß er keine übertriebene Freudensgeste macht dein Anruf hat ihn aufgeweckt und trotzdem umgibt ihn bereits eine Aura aus teurem Rasierwasser und Duschgel die in den Dunst aus Kaffee und Schweiß und schwarzem Tabak eine Schneise reinschlägt aber diesen Mangel an Diskretion verzeihst du ihm gerne jetzt küßt ihr euch und du findest auf seinen Lippen nicht mehr denselben Geschmack wie in der Pension und du denkst dir einen Moment lang *na dann entdecke ich hier eben einen neuen Mann* deine Hochstimmung hält jetzt schon seit deiner Abreise an und deswegen sagst du dir auch nicht *warum denke ich mir so blödes Zeug* stattdessen sagst du zu ihm *deine Lippen schmecken anders als beim letzten Mal bist du vielleicht ein anderer Mann* und du läßt deine Zunge in seinen Mund gleiten und möchtest am liebsten gleichzeitig laut auflachen jetzt fährt ihr beide über die Stadtautobahn und du weißt nicht wohin du zuerst schauen sollst endlose Kilometer Lichter und Straßen und Gassen statt Bergen die die Sicht versperren ein einziger gewaltiger Steinblock in den Alleen und Straßen und Fassaden wie reingemeißelt sind jetzt zwischen zwei Häuserzeilen hast du kurz den Eiffelturm vorbeihuschen sehen du schreist laut auf *Schau da ist der Eiffelturm!* und denkst dir *so ein Hochgefühl muß die Mama gehabt haben als ihr die Jungfrau Maria erschienen ist* Stéphane lacht laut und du bist ein bißchen traurig als er dir sagt er kann den Eiffelturm nicht mehr sehen dafür kann er

immer noch nicht glauben daß du über tausend Kilometer Autostop gefahren bist du willst ihm nicht sagen daß du nicht genug Geld gehabt hast um mit dem Zug oder mit dem Flugzeug zu kommen schön langsam leuchtet ihm ein daß du es ernst meinst und er sagt nur *ich könnte das nicht* und schüttelt bewundernd den Kopf jetzt bist du froh daß es ein Gleichgewicht zwischen euch gibt etwas was du kannst und er nicht den weißen Golf GTI hat er zu seinem achtzehnten Geburtstag geschenkt bekommen und das muß *du* erst verarbeiten du willst den verwöhnten Jungen in ihm ein bißchen provozieren und deswegen erzählst du ihm daß in deinem Land nur die Zuhälter einen weißen Golf GTI fahren er versteht das Wort *Zuhälter* nicht aber er will es zu Hause im Wörterbuch nachschlagen und jetzt bereust du was du gesagt hast du fragst ihn beiläufig um das Thema zu wechseln und damit er es hoffentlich vergißt was seine Eltern im Leben machen das hat er wahrscheinlich auch nicht ganz verstanden oder aber sein Hintergedanke entgeht dir er sagt nur *die sind jetzt in Korsika und kommen erst im Herbst wieder meine Schwester ist auch mit ihnen weggefahren* jetzt bist du im Badezimmer bei Stéphanes Eltern und allein dieser Raum ist größer als euer Wohnzimmer auf dem Waschbecken liegt ein monogrammbesticktes Handtuch für dich und du fragst dich ob der Fußboden falscher oder echter Marmor ist du denkst an die winzige Dusche daheim mit den Schimmelflecken an der Wand und jetzt wird dir zum erstenmal die volle Tragweite deiner Unternehmung bewußt jetzt fühlst du dich wie ein Wikinger der weit raus auf den schwarzen Ozean gesegelt ist du fragst dich wie wohl das Ende der Welt aussieht der riesige Wasserstrudel der dich und dein Schiff in ölige dunkle Tiefen mitreißen wird aber seltsamerweise bleibt die Panik aus du genießt einfach die strahlende Überfahrt und schlüpfst in den schimmernden schwarzen Seidenkimono den Stéphane auf den mannshohen Badezimmerspiegel gehängt hat du bist froh daß Stéphane nichts von dem gelben Frotteepyjama mit den blauen Elefanten weiß den du schon jahrelang bei dir zu Hause zum Schlafen trägst und der dir mittlerweile viel zu klein ist du rückst den Kimono soweit zurecht daß die Wölbungen deiner Brüste sichtbar bleiben und während du etwas brombeerfarbenen Lippenstift aufträgst sagst du zu deinem gedankenverlorenen Spiegelbild *mag sein daß die Titanic untergegangen ist aber vorher haben sie wenigstens eine schöne Party an Bord gefeiert* aus dem Wohnzimmer dröhnt das Anfangsriff von *Smells like Teen Spirit* die Nummer hast du schon oft im Radio gehört ohne sie zu mögen eigentlich hast du sie bis jetzt sogar gehaßt aber in dem dunstigen überheizten Badezimmer vibrieren die verzerrten Gitarrenakkorde wie ein neues Lebensgefühl in deinem Rückenmark und du gehst barfuß und neugierig auf weitere Entdeckungen ins Wohnzimmer Stéphane dreht die Musik leiser und pfeift tonlos als er dich sieht er schenkt euch beiden einen Pastis aus der Bar seines Vaters ein jetzt trinkt ihr und raucht Zigarrillos und du erzählst von deiner

Reise Stéphane schenkt regelmäßig Pastis nach und mit jedem Glas kommst du auf Details deiner Erzählung zurück Details die dir vorhin nicht wichtig erschienen sind und mit der Zeit läßt du die Fakten überhaupt Fakten sein Wahres und Erfundenes verschmelzen mit der Zeit und die Reise merkst du ist dir eigentlich auch schon egal jetzt hast du einfach Lust dich nackt vor ihm zu fühlen genauso nackt wie in eurer ersten Nacht und du ziehst am Gürtel deines Kimonos und läßt den seidigen Stoff an dir herabgleiten der CD-Player schaltet sich aus du fühlst die samtigen Stoffasern der Couch auf deiner Haut und sagst mit einem kaum merklichen fast schon ernstem Lächeln *Voulez-vous coucher avec moi ce soir* und jetzt ist deine Erinnerung an das Haus ein unfertiges Mosaik aus zersplittertem Sex das Haus wird von euch Fleck für Fleck eingeweiht die Samtcouch im Wohnzimmer der Arbeitstisch von Stéphanes Vater der Deckel der Waschmaschine und mit jedem Zimmer wirst auch du ein Stück weiter eingeweiht Stéphane hat seine Lust in der Gewalt er entläßt sie schön langsam auf dich du fühlst ihn in einer anhaltenden Entjungferung sanft an deine Grenzen stoßen und du öffnest dich ihm zusehends du bist auf den Geschmack seines Geschlechts gekommen und er läßt ihn dich ausgiebig auskosten und jetzt spürst du seinen Finger um deinen jungfräulichen Arsch kreisen und du hast Angst davor daß er noch weiter in dich eindringen wird aber er tut nicht mehr als das und diese Fingerspitze nimmst du mit der Zeit auch nicht mehr wahr sie zerfließt zu einem reinen Gefühl ein Gefühl das langsam in dein Becken hineinschmilzt und dort für dich und für ihn eine Öffnung für eure Lust entfaltet und jetzt genügt dir das bloße Prickeln nicht mehr du drehst dich um und fühlst wie sich jeder Zentimeter seines Gliedes in dir breitmacht jetzt steckt sein Pfahl ganz in dir drin und stößt an Gefühle deren bloße Existenz du nie vermutet hättest jetzt erst fühlst du dich wirklich frei und ahnst auch schon daß deine Nächte nicht mehr Alptraumsandbänke auf einem horizontlosen Meer sein werden sondern unauslotbare Ruhe in blinden Tiefen aber schon spült dich eine dieser Ewigkeiten an Land und du mußt lange Zeit überlegen wo du bist du gehst benommen in die Küche ins Bad ins Wohnzimmer Stéphane scheint weggegangen zu sein es ist das erste Mal seit deiner Ankunft daß du allein im Haus bist du willst sicher sein ob du auch wirklich allein bist und so schaust du auch in der Abstellkammer und im Heizkeller nach und dann gehst du wieder nach oben ihr habt zwar das ganze Haus eingeweiht aber die zwei Zimmer im ersten Stock am Ende des Flurs habt ihr dabei ausgelassen jetzt stehst du wie das junge Mädchen in Blaubarts Burg im Schlafzimmer seiner Eltern und schaust eine Photographie der beiden auf einem kleinen Wandregal an eigentlich sind es zwei Photographien aus verschiedenen Epochen die in einem Doppelrahmen zusammengefaßt sind die Körnungen sind derart unterschiedlich daß du dir nicht vorstellen kannst wie sie sich überhaupt kennengelernt haben den großen Wandschrank mit den Spiegeltüren durchsuchst du nur flüchtig außer

einem Karton greller Farbphotos von Strandurlauben enthält er nichts weiter Persönliches wenn schon dann die Nachtkästchen die symmetrisch an beiden Kopfenden den Bettrahmen verlängern du ziehst am Griff und eine Welle der schockierten Entdeckungsfreude schwappt dir entgegen die Lade ist gerammelt voll mit Pornoheften *Zuhälter* du hast noch nie einen Zuhälter gesehen und kannst dich auch nicht erinnern daß dir irgendjemand mal erklärt hat was genau ein Zuhälter macht aber trotzdem weißt du es und obwohl du noch nie ein Pornoheft gesehen hast sind dir diese bunten Hefte genauso vertraut wie alle Gebete die du in der Schule gelernt hast erwachsene Männer mit jungen Mädchen keine älter als siebzehn in Stellungen jenseits aller Scham in den meisten Heften treibt es ein Mädchen sogar mit zwei oder drei Männern gleichzeitig du zitterst vor wärmender Aufregung mehr als die Hefte selbst erregt dich das Stöbern in fremden Sachen verbotene Sachen du denkst daran wie du als kleines Mädchen so gern Schokolade gegessen hast deine Mutter hat dir aber immer nur höchstens ein winziges Stück zur Nachspeise gegönnt und dann mußtest du in der Küche bleiben während sie die Schachtel verstecken gegangen ist an einem Sonntagmorgen aber als sie in der Kirche war hast du alles gründlich durchsucht und schließlich im Schuhschrank die große schwarze Schachtel mit den Pralinen gefunden du hast ein Stück rausgenommen und während es in deinem Mund zergangen ist hast du dir gesagt *sie wird's schon nicht merken* und dann hast du noch eines gegessen und dann noch eines bis es dir egal war und am Ende nur noch ein Haufen leeres Silberpapier übrig war als deine Mutter die Schachtel dann gefunden hat wurde es dir als der Gipfel der Frechheit angekreidet daß du das leere Silberpapier wieder sorgfältig in die Schachtel zurückgelegt hast das war auch das erste Mal daß sie deine Matratze in die muffige Mansarde verfrachtet hat wo du so lange geheult hast bis dein Körper keine Tränen mehr hatte und jetzt bist du wieder dieses kleine Mädchen und hast verbotene Objekte der Lust ausfindig gemacht jetzt fragst du dich was im Nachtkästchen von Stéphanes Mutter sein könnte in der oberen Lade findest du ein paar abgegriffene *Cosmopolitan*-Magazine in der unteren liegt ein metallener Vibrator neben einem schwarzen Strumpfgürtel an dem noch ein Paar milchkaffeefarbene Strümpfe hängen du denkst an den Tag zurück als du die ewigen weißen Ringelsöckchen satt gehabt hast und du bist in die Drogerie gegangen und hast eine *Feinstrumpfhose* verlangt so wie du das Wort auf der verblichenen Packung in der sonnigen Auslage gesehen hast die Verkäuferin hat dich etwas verwundert angeschaut und sie war dann auch überrascht daß du nicht einmal deine eigene Größe wußtest und du bist nach Hause gegangen und warst neugierig auf das Gefühl und den Glanz auf deiner Haut deine Mutter wollte wissen was du denn gekauft hast und als du die Packung aus der Tasche genommen hast hat sie nur gesagt *so ein Teufelszeug kommt mir nicht ins Haus schmeiß das sofort weg* aber jetzt ist deine strafende Mutter weit weit

weg hinter weit entfernten Bergen und so setzt du dich auf den Bettrand und fühlst den einladenden weichen Teppichboden unter deinen Füßen und mit zitternden Händen ziehst du den Kimono aus du nimmst die Strümpfe aus der Lade und streifst den seidigen Schleier über deine Beine die sich langsam mit statischer Elektrizität aufladen du befestigst die Strumpfhalter und fühlst dich noch nackter als wenn du einfach nur unbekleidet wärst du legst dich über das Bett und blätterst in einem der Magazine von Stéphane Vater das Bild auf dem Nachtkästchen neben dir ist wahrscheinlich schon älter er wirkt darauf wie eine etwas reifere Ausgabe von Stéphane die Vorstellung daß ein erwachsener Mann ein *Vater* attraktiv sein kann hat für dich etwas Befremdendes und du denkst an deinen eigenen Vater wie er stolz von seinen mörderischen Einsätzen an der Ostfront erzählt hat die ewigen Monologe wer denn jetzt eigentlich der Intelligenteste von allen sei Hitler oder Goebbels oder Himmler er sprach von ihnen immer in der Gegenwart als wären sie noch am Leben und dieser eine Abend als er im Suff von der Idee besessen war daß die deutsche Frau das undeutsche Gefühl der Angst nicht kennen dürfe als er seinen sorgsam aufbewahrten Armeerevolver aus der Küchenlade gezogen hat und dich mit in den Keller genommen und dort an die Wand gestellt hat als er so lange knapp neben dir Löcher in die Wand geschossen hat bis du keinen Laut mehr von dir gegeben hast und jetzt schießt dir eine befremdende und zugleich erregende Vorstellung durchs Hirn Stéphane Vater kommt ins Zimmer und ertappt dich und zerrt dich so wie du bist in den Waschkeller er möchte dir eine Lektion erteilen weil du ein ungezogenes Mädchen bist er legt dich auf die feuchte Matratze öffnet seine Hose und holt seinen Prügel raus mit dem er dich erziehen wird aber er weiß nichts über deine Vergangenheit als deutsches Mädchen und so hast du deinen Spaß daran wie er seine Lust in deine Körperöffnungen schießen läßt und damit nur offene Türen aufstößt du stehst auf und gehst zum Fenster um nachzusehen ob niemand kommt deine bizarre Phantasie schwimmt im Nachmittagszweielicht aber nur um andere verstörende und erregende Formen anzunehmen durch die schallisolierten Fenster dringt kaum ein Geräusch von draußen am Bahndamm gegenüber rollt unhörbar ein Hochgeschwindigkeitszug mit getönten Fenstern vorbei du hast plötzlich das Gefühl der letzte Mensch auf einem verlassenem Planeten zu sein es gibt keine fühlenden Lebewesen mehr nur Züge die ohne anzuhalten durch alle Bahnhöfe weiterrollen bis sie irgendwann an ihren jeweiligen Streckenenden zerschellen Ampeln die an unbelebten Kreuzungen weiterhin unbeirrt von rot nach grün und von grün nach rot schalten solange die menschenleeren Kraftwerke noch Strom liefern jetzt siehst du dich in dem großen Wandspiegel und die Schaukästen des Pornokinos in der Stadt blitzen kurz in deiner Erinnerung auf immer wenn du daran vorbeigegangen bist hast du den Blick auf den Boden geheftet weil du Angst hattest deine Mutter könnte dich sehen obwohl du genau wußtest daß sie das Dorf seit dem Tod deines Vaters nicht

mehr verlassen hat die letzten drei Jahre ist sie nur mehr ins Lebensmittelgeschäft und in die Kirche gegangen jetzt tut es dir leid daß du derart achtlos an diesem Ort der Offenbarung vorbeigegangen bist ohne ihn eines aufmerksamen Blickes gewürdigt zu haben dein Spiegelbild kommt näher und berührt zärtlich deine Lippen euer Kuß hat einen Hauchschleier hinterlassen jetzt berühren sich eure Fingerspitzen auf der Fläche und fahren so lange drüber bis sie das Wort *TEUFELSZEUG* geschrieben haben du schaust deinem Spiegelbild in die Augen und plötzlich ist sie es die dich fixiert deine Bewegungen sind jetzt nur mehr ihrem Willen unterworfen jetzt spricht sie sogar zu dir *wir zwei waren einmal eins* sagt sie *aber dann sind wir getrennt worden und seitdem hat eine von uns immer etwas was die andere nicht hat schau her gefällt er dir* du schaust auf den stattlichen Penis zwischen ihren Beinen den du jetzt erst bemerkst sie nimmt ihn in ihre Hand und massiert ihn bis er sich dir entgegenstreckt und wie von ihrem Willen gesteuert streichelst du gleichzeitig deine Klitoris *wir sind Bruder und Schwester* sagt sie *oder Schwester und Bruder wie du willst jede von uns kann abwechselnd Bruder oder Schwester sein ganz wie es dir gefällt du kannst auch überhaupt weggehen und draußen ein normales Leben führen aber sowie ich Lust auf dich bekomme oder du auf mich dann weißt du daß wir uns jederzeit wiedertreffen können was ist hast du jetzt Lust ja ich hab auch Lust komm du drehst ihr den Rücken zu und stützt dich mit einer Hand auf dem Teppichboden ab die Spitze des Vibrators schickt eine elektrische Ladung durch dein ganzes Becken und bildet dort ein Vakuum und du denkst an das harte Fleisch das du jetzt in dir aufsaugen wirst um Leere in Erfüllung umkippen zu lassen *oder möchtest du lieber gleich tauschen ja kooooomm* du schließt die Augen und jetzt bist du auf der anderen Seite des Spiegels und sie kniet vor dir die kleine Nutte und du fragst dich kurz ob Stéphane auch wirklich *Zuhälter* im Wörterbuch nachgeschlagen hat aber jetzt bist du an der Reihe du bist alle Stéphanes der Welt und du fühlst dich einfach so unglaublich gut und mächtig mit diesem herrlichen harten Fickpfahl zwischen den Beinen und du möchtest ihn ihr am liebsten überall reinrammen am besten in ihren engen Arsch der muß sich noch ein bißchen öffnen *hast du's gern Schwesterherz wenn ich dich mit meinem dicken Schwanz meinem Peeeeenis in den Arsch ficke* und du fickst sie und fickst sie und deine Lust staut sich in dir und explodiert in ihr sie schreit auf und kippt nach vorne und schon kommt auch dir der Teppichboden entgegen du empfängst mit Freuden die dumpfe Leichtigkeit die dich durchdringt jetzt bist du einige Stunden lang tot für die Welt ein ganzer strahlend grauer Nachmittag zieht über dich hinweg alle halben Stunden rauscht auf der anderen Seite des Fensters ein von dir unbemerkter Hochgeschwindigkeitszug vorbei du liegst reglos in einem leeren Haus irgendwo ballt sich für dich der Knoten von Raum und Zeit wieder und eine Stimme ertönt **JETZT BIST DU AUF DER FALSCHEN SEITE DES SPIEGELS AUFGEWACHT** es*

klings fast wie ein von dir selbst geschriener Hilferuf der dich aufwecken soll du hast jetzt keine Zeit mehr dich an die unbekanntes Teppichfasern und an das unbekanntes sanfte Abendlicht darauf zu gewöhnen jetzt fängt dein Herz sofort wieder zu rasen an deine Phantasie schwimmt noch immer vor deinen Augen wie ein Alkoholrausch der sich nach kurzem Schlaf noch immer nicht verflüchtigt hat du sagst jetzt zu dir selbst *um Gottes Willen ich bin auf der falschen Seite des Spiegels aufgewacht was ist wenn Stéphane jetzt auf der anderen Seite reinkommt* du hältst kurz deinen Atem an im Haus ist weit und breit nur dein Herzschlag zu hören dafür siehst du jetzt eine Möglichkeit auf die richtige Seite des Spiegels zurückzukommen und du gehst in das andere Zimmer das Zimmer seiner Schwester offenbar hat sie während ihres Studiums hier gewohnt und ist dann ausgezogen ohne alles mitzunehmen auf dem Buchregal liegen fein säuberlich geordnete Skripten dicke photokopierte Wälzer im Ringeleinband auf dem Schreibtisch steht ein Bild von ihr Arm in Arm mit ihrem Vater auf diesem Bild sieht ihr Vater etwas älter aus als auf dem Photo im Schlafzimmer und jetzt erst betrachtest du sie genauer und die Ähnlichkeit trifft dich auf einmal wie ein Schlag ins Gesicht dieselben Augen derselbe Mund dieselbe leicht vornübergebeugte Haltung du siehst dich weiter im Zimmer um diese besondere Art von Ordnung ist dir zu vertraut als daß sie dich täuschen könnte du weißt dieser Raum verbirgt irgendwo ein Geheimnis in seiner aufgeräumten Unschuld du öffnest die Schreibtischlade die zuwenig enthält um ein Versteck zu verbergen aber jetzt ziehst du die Lade ganz raus und fühlst dich plötzlich als hättest du hinter den Büschen eine Goldgrube entdeckt in dem Hohlraum hinter der Schubladeneinfassung liegt ein dickes violettes Kuvert bevor du auch nur einen Blick reingeworfen hast weißt du genau *das ist es was ich suche* eine Serie von Polaroids du erkennst das Wohnzimmer wieder die ersten Photos zeigen Rumpf und Oberkörper eines Mannes der der Kamera mit unverhohlenem Stolz sein steifes Glied präsentiert hier sitzt Stéphanes Schwester mit gespreizten Beinen auf der Couch und befriedigt sich mit einem elfenbeinfarbenen Vibrator die nächste Serie ist offenbar mit Stativ und Selbstauslöser aufgenommen sie kniet auf dem dicken Teppich vor dem Wohnzimmerkamin während ihr Freund sie von hinten nimmt und ihren Kopf an den Haaren zurückreißt ein strahlendes Lächeln erhellt ihr Gesicht als hätte ihr jemand einen besonders guten Witz erzählt auf den drei folgenden Photos trägt sie einen weichelroten Angorapullover und einen kurzen anthrazitfarbenen Rock der so weit hochgeschoben ist daß ihre schwarzen Nylonstrümpfe und ihre nackte Haut darüber wie die abgestuften Farbschichten eines Eiskaffees sichtbar sind das Besondere an dem Bild aber ist daß sie kunstvoll gefesselt ist sieht aus wie ein richtiges Bergsteigerseil ihr Freund war wahrscheinlich mal bei den Pfadfindern ihre Augen sind verbunden und sie trägt einen Knebel über dem Mund auf dem letzten Schnappschuß dieser Serie hängt ihr der

gelockerte Knebel um den Hals und eine Spermaspur zieht sich über ihre Wangen und ihren Mund auf der letzten Bilderserie erkennst du das große Badezimmer im ersten Stock sie sind alle ziemlich unscharf und unterbelichtet aber du blickst sofort durch und dein Herz fängt zu rasen an hier kniet Stéphanes Schwester auf dem Kachelboden neben der Badewanne der Photograph betätigt weidlich den Auslöser während er in ihren Mund uriniert schnell schiebst du die Photos in das Kuvert und räumst sie in ihr Versteck zurück diese Konfrontation mit überreifem Sex hat dich aufgewühlt sie hat aber auch etwas Beruhigendes an sich du bist jetzt nicht mehr allein mit deinen eigenen Dämonen die dich umkreisen sie gesellen sich jetzt zu den anderen die schon im Haus waren jetzt fühlst du dich nicht mehr so gottverlassen auf dem abgezogenen Bett liegen ein paar Kleider wahrscheinlich ist Stéphanes Schwester zum Kofferpacken zu ihren Eltern gekommen dann sind das die Sachen die sie nicht in den Urlaub mitnehmen wollte du stöberst in dem Kleiderhaufen und stößt auf den anthrazitgrauen Rock da ist auch der rote Angorapullover er riecht nicht wie die anderen Kleidungsstücke nach süßlichem Weichspüler sondern nach herbem Parfum und Schweiß du schließt die Augen und atmest den Geruch deiner neuen Haut ein deine Denkabläufe und Bewegungen werden jetzt anders verlaufen nur wegen diesem Geruch der dich genauso unter Kontrolle hat wie dein Ebenbild das du im Schlafzimmer zurückgelassen hast plötzlich hörst du einen Stock tiefer die Tür ins Schloß fallen Stéphanes Stimme dein Name hallt durchs Haus verhallt jetzt nichts mehr Seelenruhe wandelt sich in dir und ihm entgegen am Fuß der Wendeltreppe triffst du seinen Blick er bemüht sich seine Überraschung zu verbergen aber es gelingt ihm nicht Panik überrumpelt ihn deine liebevolle Begierde ist jetzt im Vorteil kein Zweifel mehr über die richtige Seite des Spiegels du legst die Waffen zu seinen Füßen damit er sie aufnimmt du sagst *gefalle ich dir mein kleiner Bruder* er nickt unmerklich mit dem Kopf er hat Mühe seine steigende Nervosität unter Kontrolle zu halten gleich wirst du genau wissen woran du bist du sagst *möchtest du ein paar aufregende Photos von deiner Schwester sehen* wie ein Stromstoß durchfährt ihn ein Zittern und er wird blaß jetzt stellst du ihn dir vor wie er gierig nach den Photos sucht und sie findet du bist erleichtert daß die Dämonen im Haus sich auch bei ihm eingenistet haben du sagst *warum hast du mir denn nie etwas gesagt weißt du wie oft wir allein zu Hause waren und du hast geglaubt ich bin zum Lernen in mein Zimmer gegangen dabei bin ich auf dem Bett gelegen und hab an dich gedacht und hab gewartet daß du reinkommst meinst du ich hab nicht gemerkt wie du mich angesehen hast wenn ich mal aus der Dusche gekommen bin oder wenn ich mal einen kurzen Rock angezogen hab* du siehst daß er am liebsten über dich herfallen würde aber er wagt es nicht einmal dich auch nur anzurühren du legst deine Hände auf seine Hüften und drückst deine Lippen sanft auf seine und sein ganzer Körper bebt vor Erregung du flüsterst ihm ins Ohr *die*

*Eltern kommen erst im September zurück wir haben drei Monate Zeit drei Monate in denen wir Papa und Mama spielen können jetzt steht ihr lange Zeit am Fuß der Stiege und küßt euch und ihr habt beide das Gefühl völlig neue Menschen zu sein als ob alle eure Nervenenden ausgetauscht wären Stéphane löst sich aus der Umarmung und sagt nur gehen wir in mein Zimmer oder in deins und jetzt habt ihr die ganze Nacht lang Sex wilden hysterischen Sex als hättet ihr Aufputzmittel oder irgendeine exotische Droge genommen jetzt liegst du schweißnaß und erschöpft auf dem Bett und siehst draußen am frühen Morgenhimmel die Sterne verblassen du bist noch müde viel zu müde wenn du jetzt nichts unternimmst wird dein Schiff von dem riesigen Wasserfall am Ende der Welt angezogen werden du hörst ihn immer bedrohlicher rauschen bald wirst du mit den Wassermassen ins Nichts fallen du rührst dich aber nicht und läßt das Schiff ruderlos und fast aus Neugier auf der öligen schwarzen Strömung in eine von menschlichen Augen nie gesehene weiße Nacht hineintreiben eine weiße Nacht von dunklen Sternen durchsiebt bald wird alles anders sein du kannst ihn schon von weitem sehen diesen herrlichen Horizont doch plötzlich zerreißt alles und du erkennst die niedrige Decke und das Rauschen pendelt sich im Badezimmer ein aus heiterem Himmel durchströmt dich ein Gefühl der Befreiung als hättest du die ganze Nacht gekotzt und langsam spürst du auch wieder so etwas wie Appetit Hunger Durst du unterdrückst dein Schwindelgefühl und gehst zu Stéphane ins Badezimmer rüber und küßt ihn und jetzt kniest du vor ihm und saugst an seinem pissenden Halbsteifen wie an einer nie versiegenden Mutterbrust eure Begierde peitscht euch jetzt weiter und weiter unaufhörlich will sie euch durchs Blut schießen und ins Fleisch schneiden bis euch schließlich schwarz vor Augen wird erst am späten Nachmittag schlägt ihr beide irgendwann und gleichzeitig die Augen auf du hast dich auf eine gehörige Katerstimmung gefaßt gemacht und bist verwundert fast dieselbe Hochstimmung wie am Tag deiner Abreise vorzufinden du schmeckst das brennende Salz auf deinen Lippen und fragst dich ob du irgendwo in dir eine Seele hast die du genauso verätzen könntest *das Kind mit dem Bad ausschütten* denkst du und starrst an die Decke doch dir fällt nichts ein womit du diese schuldige Seele ersäufen könntest ohne selbst unterzugehen doch jetzt stehst du auf und findest ein paar überraschend gutgelaunte Dämonen um dich herum und deine einzige Sorge jetzt gilt deiner Garderobe die Kleider vom Vortag sind vollkommen durchgeschwitzt und den Anblick deiner eigenen Sachen könntest du jetzt nicht ertragen und so verbringt ihr den verglühenden Nachmittag damit eine Garderobe für dich zusammenzustellen Stéphane wählt sorgsam Stück für Stück aus der Wäschelade seiner Schwester aus er ist mit viel Ernst bei der Sache aber du bist jetzt nur ein Kind das in fremden Spielsachen wühlt und alles in die Hand nimmt und ausprobiert du willst die konzentrierte Zornfalte zwischen seinen Augenbrauen glätten und sagst ihm um ihn*

ein bißchen aufzuheitern *Na du scheinst dich in meiner Wäsche ja sehr gut auszukennen* und er wird ein bißchen rot und du hörst seinen Atem und er sagt ohne auf deine Verspieltheit einzugehen *ich habe dich oft durchs Schlüsselloch beobachtet wie du dich angezogen hast bevor du mit Thierry ausgegangen bist* du bist froh daß er *du* sagt wenn er von seiner Schwester spricht und nicht *sie* er zögert kurz und sieht dir bei seinem Bekenntnis in die Augen *wenn ich dann allein im Haus war bin ich in dein Zimmer gekommen und habe den Duft deiner Wäsche geatmet dann habe ich mich auf dein Bett gelegt und die Augen geschlossen und den ganzen Abend von dir geträumt ich wollte so sehr daß du meine Frau wirst ich habe oft viele Stunden lang an dich gedacht wenn ich es dann nicht mehr ausgehalten habe dann erst viele Stunden später habe ich mir einen runtergeholt aber der beste Tag war als ich die Photos gefunden habe da habe ich gewußt daß ich dich liebe ich glaube wirklich daß du die einzige Frau bist die ich je geliebt habe* du magst die Unbetontheit seiner Lust und drückst ihm einen schwesterlichen Kuß auf die Wange Stéphane errät deine Stimmung und sagt *komm wir suchen dir jetzt was zum Anziehen* und jetzt bist du wie neugeboren in diesem himmelblauen Seidenkostüm unter dem du nur den kühlen Lufthauch weißer Spitze wahrnimmst und die Stromlinien der rauchfarbenen Nahtstrümpfe auf deiner Haut die Schuhe seiner Schwester sind dir etwas zu klein dafür paßt dir ein paar weißer Riemenschuhe seiner Mutter wie angegossen er läßt seine ernsten Blicke sanft an dir auf- und abgleiten du kommst dir vor wie ein junger Rekrut bei der Musterung vor einem sympathischen Offizier schließlich sagt er als würde er plötzlich keinen Spaß mehr vertragen *ich muß dir etwas gestehen ich habe dir nicht die ganze Wahrheit gesagt* dein Herz beginnt zu rasen *in Wirklichkeit habe ich in meinem Leben nur von einer einzigen großen Liebe geträumt* du siehst ihn entgeistert an und fragst mit zitternder Stimme *und wer ist diese große Liebe* er sieht deine Verzweiflung die jeden Moment in Panik umzuschlagen droht und lächelt schief und sagt *Stewardessen* und jetzt hält er sich den Bauch vor Lachen und du trittst ihn so fest ins Schienbein daß er laut aufschreit jetzt steht ihr beide bei der offenen Eingangstür und du siehst die vertraute weiße Plastikrolle mit der roten Beschriftung am Fuß des Gatters und du sagst *Warte ich komm gleich* und du gehst in dein Zimmer und holst deine Sachen und als ihr weggeht steckst du deinen Rucksack so wie er ist in den Sack der Rotkreuzsammlung du nimmst deine Zöpfe in die Hand und zeigst sie Stéphane und sagst *jetzt bleiben nur mehr die da übrig* und schon seid ihr zwei Straßen weiter beim Frisör und er fragt dich zum dritten Mal ob es so recht ist oder hinten noch ein bißchen kürzer aber du verstehst ihn nicht du hörst ihn nicht einmal weil ein leises Rauschen alles überdeckt nur nicht den Orgelpunkt eines einsetzenden Panikanfalls *SIE* hat dich vom Schlafzimmer bis hierher verfolgt und es sieht so aus als ob sie hier in aller Öffentlichkeit mit dir tauschen möchte hinter ihr

zuckt der Frisör resigniert die Schultern während Stéphane völlig gleichgültig ein Klatschmagazin mit nackten Frauen durchblättert und jetzt fragst du dich warum du Angst vor ihr hast weil sie doch eigentlich richtig toll aussieht mit diesem wasserstoffblond gefärbten Pagenschnitt paßt ihr viel besser als dunkle Zöpfe aber jetzt steht Stéphane neben dir und spricht mit dem Frisör und die Vision zerfließt augenblicklich in dich hinein bis du nur mehr ein ganz normales Spiegelbild siehst das dir gefällt jetzt geht ihr auf der Straße und du mußt dich erst an das Gefühl deiner kurzen Haare und der Luft in deinem Nacken gewöhnen und auch daran daß sich scheinbar alle Männer nach dir umdrehen du hältst Stéphanes Hand fest besonders wenn du an spiegelnden Flächen vorbeigehst Paris kommt dir wie eine riesige Filmkulisse kurz vor aufwendigen Dreharbeiten vor die kleinste Nebenrolle scheint ihre Bedeutung zu haben und du genießt es dir nicht den Kopf darüber zerbrechen zu müssen du wandelst wie in einem wachen Traum durch deinen späteren Lebensfilm ein Film ohne Untertitel dessen Sprache du nicht verstehst aber du siehst ihn dir trotzdem an jetzt ist die Sonne hinter den Häuserfluchten mit den Gußeisenbalkonen verschwunden und du sitzt mit Stéphane in einem teuren Restaurant und studierst die Dessertkarte und er fragt dich ob du als Nachtisch eine *Crème du chef* möchtest und du schaut nochmal auf die Karte und fragst ihn *wo hast du das gesehen* der Kellner wirkt dann auch etwas verstört als ihr beide gleichzeitig von der Toilette zurückkommt und er hebt eine verwunderte Augenbraue als du dir mit der kunstvoll gefalteten Stoffserviette den Mund abwischst und ihm mit einem höflichen *Danke für mich nichts mehr* die Karte zurückreichst Stéphane ignoriert seine beharrliche Ratlosigkeit bestellt einen Kaffee und fährt mit einem Finger über deine glänzenden Lippen seit der vergangenen Nacht ist etwas Seltsames mit euch geschehen was ihr beide nicht begreift was ihr Lust habt nicht zu begreifen Stéphane braucht dich nur anzusehen um deine Hintergedanken in ausgereifte Gedanken zu verwandeln du streifst seine Knie unter dem Tisch und seine Gedanken werden zu Taten der Sommer liegt vor euch wie ein strahlender Ozean der Zeit den ihr jetzt beide schwimmend durchquert ohne euch zu erschöpfen eure Dämonen begleiten euch wie ein Schwarm Delphine dunkle bedrohliche Schatten in der Tiefe die nach und nach an die Oberfläche tauchen und sich dort als zahme Spielgefährten entpuppen jeden Tag kommen ein paar dazu und mit der Zeit verschwindet auch die Angst daß der nächste Schatten ein Hai sein könnte zum Umkehren ist es ohnehin schon zu spät und so schwimmt ihr einfach weiter ohne zu wissen wohin immer weiter über lange Strecken scheinen euch die Delphine den Weg zu zeigen und manchmal fragst du dich ob sie ein bestimmtes Ziel ansteuern oder ob sie euch einfach nur necken ob da hinter dem Horizont irgendwann mal Festland auftaucht oder der große Wasserstrudel oder ob es einfach ewig so weitergeht bis ihr beide keine Kraft mehr habt und auf halber Strecke in der Tiefe unter euch versinkt aber noch weißt du nicht daß

die unabwendbare Antwort auf deine Fragen da draußen ihre Schlangenlinien zieht sie kommt dir mit jedem Tag ein Stück entgegen ohne daß du auch nur die leiseste Ahnung von ihrer Existenz hast bald sehr bald wirst du auf sie treffen die Zeit wird mit einem Mal stillstehen und du wirst in den gefletschten Kühlergrill des Sattelschleppers auf eurer Spur starren und dein einziger klarer Gedankensplitter *so schaut also ein Hai aus der Nähe aus* wird solange von den gleißenden Halogenscheinwerfern geblendet werden bis alles sich verdunkelt der gelbe Lichtblitz die Straße und auch der Schmerz jetzt wandelst du durch einen seltsamen Traum der zertrümmerte GTI liegt auf dem Dach das verbogene Metall atmet filigrane Rauchfahnen wie letzte Lebensgeister aus blaue und gelbe Blinklichter durchstreifen die chaotische Nacht wie Baustellenmarkierungen nur ist hier weit und breit keine Baustelle zu sehen blaue Uniformen beugen sich über Stéphane der reglos und merkwürdig verrenkt am Boden liegt die Vision verläßt dich jetzt als ob dich jemand auf eine Bahre geschnallt hätte du drehst den Kopf und siehst gerade noch wie ein Reißverschluß über Stéphanes blutverschmiertem Gesicht zugezogen wird die Dunkelheit schließt sich jetzt auch wieder über dir weit weit weg hörst du Stéphanes Stimme *gottseidank bin ich nicht verbrannt siehst du es war gut daß ich nicht angeschnallt war* du hast das Gefühl das alles schon einmal erlebt zu haben doch die nächsten Traumsplitter sind dir absolut unvertraut ein hoher giftgrün getünchter Plafond grelles Neonlicht jetzt eine Holztriangel im Ruhezustand über dir wie ein Griff über einem Spitalsbett fremde Gesichter die sich über dich beugen und dann Abstand halten und leise französisch sprechen und plötzlich die dumpf schmerzende Gewißheit daß Stéphane weit hinter dir mitsamt seinen Delphinen unauffindbar versunken ist so einen langen Alptraum hast du noch nie gehabt er scheint sich über Tage und Wochen zu erstrecken du hast nicht genug Kraft bis zur Wirklichkeit durchzubrechen du bist dazu verdammt in deinem eigenen Kopf schlafzuwandeln deine Delphine scheinen dich auch verlassen zu haben und mit einem Schlag *weißt* du daß da draußen nichts mehr ist was du erreichen könntest eine endlose Wasserwüste und tief unter dir der gleichförmige Sand all derer die irgendwann erschöpft hinabgesunken sind ohne die geringste Spur ihres Untergangs hinterlassen zu haben *festen Grund unter den Füßen spüren umkehren* du drehst der wärmenden Abendsonne den Rücken zu und schwimmst gegen die Strömung zurück nach Hause *einmal noch den Schornstein der Papierfabrik sehen und dann sterben* der Weg zurück führt durch ein farbloses Niemandsland aus Straßen und Bahnhöfen und Wartehallen und wieder Straßen bis du irgendwann am Horizont die Umriss vertrauter Berge siehst vertraute Bushaltestellen ziehen wie Entfernungsbojen eines nahen Strandes an dir vorüber und da ist auch schon der Hund der Nachbarin der dich auf der Stelle wiedererkennt und knurrend seine Lefzen entblößt *ja bitte* fragt deine Mutter an der

Eingangstür und es dauert seine Zeit bis sie dein Gesicht erkennt und mit Schlägen bedeckt aber du bist nur erleichtert alles Fremde hinter dir gelassen zu haben und endlich wieder festen Boden unter den Füßen zu spüren der Sommer ist vorbei Tage fließen in immer längere Nächte über das sture Schweigen der Wände hat etwas merkwürdig Beruhigendes an sich und nach und nach legt sich der ganze aufgewirbelte Schlamm in deiner Seele glättet sich bis zur Fühllosigkeit du verbringst ganze Tage am Fenster und studierst die Plakatwand auf der anderen Straßenseite die verlebten Monate zeichnen sich auf den Myriaden von Farbpunkten ab wie Luftblasen eines Ertrinkenden dann und wann siehst du die Sonne hinter den Bergen verschwinden bis irgendwann auch die Luftblasen verschwunden sind die See liegt jetzt wieder spiegelglatt vor dir *Wellen schlagen zurück ins Wasser* du drehst dich um und gehst den Gang zur Küche entlang gleich wirst du den Vorzimmerspiegel passieren du kommst näher und heftest den Blick auf die chaotischen Sprengel des blutroten Linoleums du gehst nicht weiter heute bleibst du neben ihr stehen *hallo kleiner Bruder* sagt sie du schaut auf sie hat sich verändert ihre Wangen sind etwas hohl und sie hat eine Schramme auf der Stirn und trotzdem findest du sie schön so schön wie einen gefallenen Engel *aber ich hab doch keinen kleinen Bruder mehr mein kleiner Bruder ist mitsamt seinen Delphinen ertrunken das weißt du doch* sie sagt *und wenn ich deine große Schwester bin was bist dann du etwa nichts doch doch ich bin ich weiß nicht vielleicht nein warte* es sind nur ein paar Schritte in die Küche da die Schublade unter den ausgeschnittenen Rezepten der schwere Stahl fühlt sich gut an in deiner Hand aber du möchtest sie nicht zu lange warten lassen *was hast du denn da Schönes in der Hand einen Revolver willst du mich damit etwa erziehen ich hab ja gar keine Angst mehr da weiß ich was Besseres da drüben Wellen schlagen zurück ins Wasser* du öffnest die Tür zum Schlafzimmer blankes Entsetzen weitet sich weiß in den Pupillen deiner Mutter der schweigende Revolver zielt in ihre Richtung jetzt weißt du wer du bist der geriffelte schwere Griff in deiner Hand du bist ein ganzer Mann jetzt wirst du ihr das undeutsche Gefühl der Angst beibringen du schwenkst den Revolverlauf in Richtung Kellertür deine Mutter faßt sich schnell wieder gehorsam geht sie die Stufen runter und sagt nur *ich hoffe du weißt was du tust* unten angelangt läuft alles sehr schnell ab viel zu schnell eigentlich wolltest du sie nur mit einigen deiner Dämonen bekanntmachen aber einer von ihnen hatte keine Lust vorgestellt zu werden er hat deinen Arm gepackt und gleich den ersten Schuß umgelenkt jetzt leuchtet ein großer roter Spritzer an der Wand und ein taubes Pfeifen überschwemmt deine Ohren als ob sie dich noch hören könnte sagst du zu der zusammengesackten Gestalt am Boden *Mama du hast schon wieder das Ventil vom Druckkochtopf vergessen jetzt hat's ein Unglück gegeben* du gehst rauf und schließt die Kellertür hinter dir und jetzt stehst du wieder vor dem Spiegel und sagst *ich glaube ich weiß jetzt wer ich bin aber*

möchtest du trotzdem mit mir tauschen wenigstens ein bißchen sie sagt wenn du willst aber nur für einen Abend und nur wenn du mir versprichst daß du dann wieder herkommst versprichst du's mir versprochen na gut amüsier dich schön jetzt weißt du es dauert nicht mehr lang bis du Stéphane in strömungsloser Schwerelosigkeit wiederfindest im Morgengrauen am Horizont dieser Nacht wellenartig hörst du jetzt die Gischt bodenständiger Klänge durchs Fenster der Tanzabend hat begonnen und jetzt willst du dich nur mehr zu Tode amüsieren du ziehst dich schnell um und gehst ein paar Häuser weiter ins Hotel Kondor der Parkplatz vor dem Hotel steht leer bis auf eine große schwarze Limousine mit getönten Scheiben und fremdem Kennzeichen der springende Jaguar auf der Kühlerhaube zieht dich in seinen Bann und du bleibst eine ganze Weile gebeugt davor stehen der letzte Sonnenstrahl verschwindet hinter der Felswand und der Jaguar erkaltet zur starren Kühlerfigur die einzigen Lebenszeichen kommen jetzt aus dem Speisesaal im Hotel du öffnest die Schwingtüren und eine Wolke aus Bratenfett und Bierdunst und Schweiß und Zigarettenrauch und billigem Rasierwasser schlägt dir entgegen und mit einem Schwall Volksmusik auch die Enttäuschung daß das Publikum hauptsächlich aus Pensionisten besteht nur zwei jüngere Männer im Saal und beide kennst du vom Sehen den großen hageren Typen im pistaziengrünen Trainingsanzug mit den starken Brillen und dem Oberlippenbart er dreht sich kurz nach dir um und murmelt dann etwas zu seinen älteren Stammtischkollegen die nun auch zu dir aufschauen und zustimmend nicken den jungen Fleischhauerlehrling kennst du auch er wird im Dorf Beethoven genannt weil er seit seinem vierzehnten Lebensjahr Bontempi-Orgel spielt er hat sein Instrument neben dem großen Kachelofen aufgebaut und wirft dir einen schwächtigen Dackelblick zu während seine Wurstfinger voll Inbrunst über sein Instrument gleiten du setzt dich allein an einen Tisch auf dem jemand sein Bier stehengelassen hat bestellst ein Glas Wein und schaust dich gelangweilt um die drei tanzenden Paare spiegeln sich in der Dunkelheit der Fenster dahinter zeichnen sich nur die Umrisse der Berge ab die sich immer weniger von der Nacht unterscheiden lassen auf dem Fensterbrett blühen ein paar Geranien nur von innen beleuchtet *Darf ich* sagt eine Stimme und du drehst dich langsam um und siehst polierte Fingernägel und eine Krawattennadel und ein kinnbärtiges Lächeln das nicht bis zu den Augen reicht du schaust eine Spur zu lange in diese ernsten Augen und bist froh daß sie nicht nach einer Erklärung suchen wegen dem Bier und dem Platz und der Toilette etwas ist merkwürdig an diesen Augen sie sind tiefschwarz aber auf der Netzhaut blitzen wie Spuren von gelbem Flitter auf der Mann setzt sich neben dich und du wunderst dich daß er trotz seiner unirdischen Eleganz niemandem besonders aufzufallen scheint der Kellner bringt dein Glas Wein und bevor ihr euch beide vorstellt laßt ihr eure Gläser aneinander klingen als würdet ihr euch bereits kennen du trinkst dein Glas in einem Zug leer und

denkst dir *den hat mir der Himmel geschickt* er legt wortlos seine Visitenkarte auf den Tisch *Gottfried Teufel – Handelsreisender* etwas an ihm verstört und fasziniert dich zugleich er erinnert dich an einen Mann den du vor Jahren einmal im Traum gesehen hast er hat eine Jagdgesellschaft angeführt und du warst das Ziel der Treibjagd pausenlos waren Gewehre auf dich gerichtet manchmal aus nächster Nähe und du hast auch die Schüsse gehört und trotzdem lief der Traum stundenlang weiter du hast dich damals auch gefürchtet aber im Traum hatte deine Angst etwas angenehm Wärmendes an sich und als du dann in die Wirklichkeit hineingewacht bist hattest du unendliche Sehnsucht nach dieser anderen Welt in der selbst Todesangst etwas Schönes ist nach dieser anderen Welt in der Jagdgesellschaften Treibjagden auf dich veranstalten *was treibt Sie in die Gegend* fragst du ihn eigentlich willst du nur ein Gespräch mit ihm anknüpfen *ich komme wegen einer Dame* sagt er und du kannst deine Enttäuschung schlecht verbergen und *was für eine Dame* fragst du so beiläufig wie möglich *ehrlich gesagt ich habe sie noch nie gesehen man hat mir nur von ihr erzählt sie ist eine Prostituierte* du sagst *und was wollen Sie bei einer Prostituierten* und meinst damit *Sie hätten's doch gar nicht nötig* und deine Frage kommt dir erst im nachhinein ein bißchen plump vor er nimmt dich aber beim Wort er schaut in sein halbleeres Bierglas und denkt nach jetzt schaut er

zu dir auf während er spricht läßt sein Blick dich nicht los und dir fällt auf daß er niemals zu blinzeln scheint sein Blick hat etwas Gebieterisches an sich als ob seine Erzählung der Wirklichkeit nur vorauslaufen würde als ob die Wirklichkeit ihm entspringen würde ALS OB ER DIE WIRKLICHKEIT IST *sie ist aber nicht irgendeine Hure verstehen Sie sie ist ein bißchen* sein Zeigefinger kreiselt um seine Schläfe und *deswegen kann sie auch zu keinem Vorschlag nein sagen auch wenn sie dann nachher ein zwei Wochen in einer Privatklinik verbringen muß* er schaut sich um und beugt sich vertraulich zu dir *von den hiesigen Politikern wird sie als richtiger Geheimtip gehandelt es heißt sogar daß sich die Staatspolizei persönlich um Diskretion kümmert wenn's den Landeshauptmann mal nach ein bißchen privatem Orgien-Mysterien-Theater juckt* während seiner Erzählung stützt du dein Kinn auf Daumen und Zeigefinger du willst dich von seinen bohrenden Blicken nicht beirren lassen jetzt bist du dran etwas zu sagen du läßt ihn nicht aus den Augen und mit jeder Sekunde gewinnt dein Schweigen an Bedeutsamkeit jetzt ist aber noch jemand mit im Spiel die Nacht hat die Umriss der Berge mittlerweile völlig verschluckt die Geranien auf dem Fensterbrett werden vom blinden Wind geschüttelt und hinter den Geranien leuchtet *SIE* auf wie ein Engel in der Finsternis *ich bin alles und du bist nichts* scheint sie dir zu sagen du wendest deinen Blick von ihr ab und schaut wieder in die Augen deines Gegenübers du beugst dich zu ihm vor und legst einen Arm um seinen Hals und atmest seinen Duft ein und so ein höllisch gutes Parfum hast du noch nie gerochen fast so gut wie die Morphiumspritze die sie dir

vor deiner Blinddarmoperation verabreicht haben und du läßt deine Zungenspitze über sein Ohr gleiten und flüsterst atemlos *wenn ich mir die Augen ausreiße hast du zwei Löcher mehr um mich zu ffficken* er fährt prüfend über seinen Kinnbart und du magst seine obszöne Art auf alles mit einer willentlichen Verzögerung zu reagieren er sagt *ich wollte dir auch gerade das Du-Wort anbieten möchtest du tanzen* aus der Bontempi-Orgel blubbert gerade die verwässerte Schlußkadenz von *Griechischer Wein* und fließt direkt in *Rote Rosen aus Athen* über du schaust einer Fliege im Bierglas beim Ertrinken zu und sagst *Tanzen ist doch wie Ficken ein Mann und eine Frau drücken ihre Körper aneinander und bewegen sich im Rhythmus nur daß alles gesittet bleibt da können wir doch gleich auf dein Zimmer gehen hast du hier ein Zimmer* und schon habt ihr die dunkle Wandtäfelung der Gaststätte verlassen und du folgst ihm über das Linoleum der Gänge an den Heiligenbildern vorbei während *Rote Rosen aus Athen* immer leiser durch die Wände dringt jetzt steht ihr in seinem Zimmer dessen unverbindliche Fremdheit dich vergessen läßt daß du existierst in der Mitte ein großes zerwühltes Doppelbett rundherum an den Wänden entlang die massive Anonymität unbemalter Bauernmöbel noch mehr ebenso unverbindliche Heiligenbilder auf den wenigen freien Wandflächen zwischen den zwei nachtschwarzen Fensterkreuzen ein überlebensgroßer Holzchristus zum erstenmal seit langem siehst du diesen Christus nicht nur als Dekoration du starrst ihn an und sagst halb zu dir selbst halb zu deinem Begleiter *gekreuzigt und umso herrlicher wiederauferstanden muß ein Mensch wirklich erst sterben bevor für ihn das wirkliche Leben beginnt Gottfried heißt du das paßt irgendwie nicht zu dir ja ich weiß* sagt er *mein Vater war ein sehr gottgläubiger Mensch glaube ich ich weiß nicht ich hab' mich nie mit ihm verstanden* du drehst dich zu ihm und sagst ihm *nach dem Ficken fühle ich mich manchmal so schuldig schmutzig fast als hätte ich etwas Böses getan und mich dabei besudelt dabei mache ich es so gerne aber ich glaube ich weiß was ich tun muß* du ziehst den Revolver aus deiner Handtasche und deine Gedanken scheinen jetzt vornüber zu kippen wie der schwere Lauf du leerst die Kugeln auf den Tisch und nimmst eine einzelne zwischen Daumen und Zeigefinger und betrachtest sie kurz wie eine Hostie und schiebst sie wieder in die Waffe zurück jetzt drehst du die Trommel ein paarmal und läßt den Lauf wieder einschnappen und reichst Gottfried den Revolver *ich glaube daß das Paradies schon hier unten möglich ist* sagst du und kniest dich vor ihn hin *ich möchte sterben und meine Schuld und alle meine Ängste mit mir ich möchte jetzt schon gekreuzigt werden für alle Sünden die ich nachher begehen werde und wer weiß mit ein bißchen Glück oder wenn Er da oben einverstanden ist werde ich wiederauferstehen komm mach jetzt gleich oder laß dir ein bißchen Zeit ganz wie du willst ich kenne meine Ängste schon mir macht's nichts aus wenn ich ihnen beim Ertrinken zuschaue* du schließt die Augen und atmest tief durch und hörst wie der Hahn

sich irgendwo ganz nahe bei deinem Gesicht spannt jetzt spürst du die Mündung des Revolvers an deinen Lippen du öffnest sie und läßt das kalte Metall langsam in deinen Mund gleiten die ganze Rundung der sonnenlosen Erde mit ihren dunklen Bergen und spärlich beleuchteten Siedlungen und weit weit weg die noch glosenden Waldbrände ferner Großstädte saugen sich nun zu einem gigantischen schwarzen Wirbel zusammen werden von dieser noch nicht empfangenen Hostie in deinem Mund angesogen wie fernes Sternenlicht von einem schwarzen Loch Zeit und Raum scheinen sich zu lösen irgendwo hörst du ganz fern und ganz leise ein sanftes und dennoch deutliches *KLICK* und deine eigene Stimme spricht in Gedanken zu sich selbst *DAS IST MEIN LEIB DAS IST MEIN BLUT* nun finden auch Raum und Zeit wieder zueinander temperaturloses Metall gleitet aus deinem Mund du erhebst dich auf der glatten Oberfläche deines Bewußtseins schlagen deine versinkenden Ängste noch ein paar Blasen immer weniger jetzt gar keine mehr *seltsam* denkst du *SIE scheint auch mit untergegangen zu sein nein sie ist noch da* sie blickt dich jetzt aus SEINEN Augen an Er da oben blickt dich jetzt aus SEINEN Augen an und du fühlst dich frei so frei wie du dich noch nie gefühlt hast frei und verspielt und neugeboren und du drückst deine Lippen auf seine und löst dich wieder von ihm und schenkst ihm dein mädchenhaftestes Lächeln und wirfst dich aufs Bett und sagst *komm wir ficken uns die Seele aus dem Hirn...«*

ERSCHOSSENE BOTSCHAFTERTOCHTER: SELBSTMORD ODER LUSTMORD?

*Der Aktendeckel über den Protokollen des rätselhaften Todes von Leonora *** dürfte noch lange nicht geschlossen sein. Wie berichtet, war die Tochter von Botschafter Sir Edmund *** infolge eines rätselhaften Hinweises des Botschaftschauffeurs Benjamin *** erschossen in ihrer Wohnung aufgefunden worden. Nachdem am Opfer Samenspuren des mutmaßlichen Lebensgefährten festgestellt worden waren und auch die Tatwaffe Fingerabdrücke von Benjamin *** aufwies, wurde dieser nach widersprüchlichen Aussagen in Untersuchungshaft gestellt. Nach einem widerrufenen Geständnis wird gegen Benjamin *** wegen Vergewaltigung und Mord ermittelt. Im Zuge einer Hausdurchsuchung bei Benjamin *** wurden die Behörden nun fündig: neben einer beachtlichen Menge erotischer Literatur stießen die ermittelnden Beamten auf tausende Seiten selbstverfaßter abnormer Sexphantasien, die der Triebtäterspur neues Gewicht verleihen. Benjamin *** erlitt beim gestrigen Verhör einen Nervenzusammenbruch und wurde in die Psychiatrische Anstalt *** überstellt. Er ist vorläufig vernehmungsunfähig.*

*Sir Edmund *** hat sich vom diplomatischen Dienst suspendieren lassen und verweigert jegliche Stellungnahme.*

Ausführlicher Bildbericht im Lokalteil.

-- Kleine Bürgerzeitung, 16. November 1996

Kapitel achtzehn

*Rien ne me murmurait qu'un désir de mourir
Dans cette blonde pulpe au soleil pût mûrir :
Mon amère saveur ne m'était point venue.*

La Jeune Parque – Paul Valéry

Eins. Zwei. Drei. Vier. Fünf. Sechs. Zurück zum Fenster. Eins. Zwei. Drei. Vier. Fünf. Sechs. Zurück zur Tür. *Al coda.* Eins. Zwei. Drei. Vier. Fünf. Sechs. Solange es dem Großen Kapellmeister Da Oben gefällt. Sechs Schritte vom Fenster zur Tür und von der Tür zum Fenster. Sechs Schritte von einer Zellenwand zur andern. Eins. Zwei. Drei. Vier. Fünf. Sechs. Zurück. Eins. Zwei. Drei. Vier. Fünf. Sechs. Zurück.

»Hey, Ben, wie wär's mit 'ner Story?« grummelt Phil. Er schläft also doch nicht.

»Keine Lust. Später vielleicht?«

»Hat meine Freundin auch immer gesagt. Bis ich ihr Manieren beigebracht hab.«

»Vielleicht kommt sie dich deswegen nur am neunundzwanzigsten Februar besuchen.«

Schräg hinter mir ächzen die Bettfedern. Ich drehe mich um und kann gerade noch einem Kinnhaken ausweichen – nachdem so ein Schwinger ins Leere einen kurz ohne Deckung dastehen läßt, landet meine Faust in Phils Magengrube. *Fuchs, du hast die Gans gestohlen.* Geht immer besser.

Phil windet sich am Boden und schnappt nach Luft. Ich beuge mich vorsichtig zu ihm runter. Beim letzten Mal hat er mir den Kopf gegen die Bettkante geknallt, aber diesmal kriegt er mich damit nicht mehr. *Do re mi fa sol sol sol sol.*

»Phil... zum tausendundersten Mal. Ich bin nicht deine Freundin. Und auch kein arabischer Märchenerzähler.« Wenn's bloß wahr wäre.

»Fick dich ins Knie.«

»Sonst gibt's hier ja nicht viel. Und ist vielleicht sogar befriedigender, als wenn wir uns gegenseitig das Hirn weichprügeln.«

Das hat auch gewirkt. Immer, wenn Phil um eine Antwort verlegen ist, grinst er mich schief an und legt die Waffen nieder. Ich strecke ihm meine Hand entgegen und helfe ihm auf, obwohl er mittlerweile allein aufstehen könnte.

»Arschloch.«

»Scheißkerl.«

»Tut mir leid.«

»Mir auch.«

Wir fallen uns in die Arme, daß die Rippen krachen, und dann wirft er sich wieder aufs Bett.

»Du kriegst sie schon, deine Gute-Nacht-Geschichte. Versprochen. Wird schon was einfallen.«

»Is' cool, Mann... kannst mir ja nochmal die Story von der Tussi und dem Stierkämpfer erzählen.«

Jetzt liegen wir beide da und rauchen uns eine an. Phil lernt wahrscheinlich meine Bettfedern auswendig. Ein Bettstockwerk höher verfolge ich die Rauchkringel, die sich langsam zur Decke raufarbeiten. Das letzte Jahr hätte genausogut ein Monat oder einfach nur ein sehr langer Alptraum sein können. Ein langer Alptraum. Ein Alptraum. Ein kompaktes Knäuel Wahnsinn und Finsternis und Schläge und Tränen und noch mehr Schläge und noch mehr Tränen. Volle Zellen. Gebrüllte Fragen ohne den Schimmer einer Antwort. Weiße und blaue Uniformen. Leere Zellen. Antworten auf Fragen, deren schieres Auftauchen mir den Boden unter den Füßen wegzog. Boden unter den Füßen. Eine Zelle mit Phil. Das Knäuel war nun nicht mehr Teil meiner selbst – unmerklich hatte es sich von mir abgelöst, schwebte in einiger Entfernung vor meinem inneren Auge, versperrte mir nicht mehr die Sicht – ich konnte die Hand ausstrecken und einen nach dem anderen die Fäden entwirren – die Fäden, die letzten Endes auf einen einzigen Faden hinausliefen. Finsternis. Wahnsinn. Leonora. Fragen. Tränen. Antworten. Wo ich auch dranzog, der Rest würde unweigerlich nachkommen. In *Mikado* war ich immer eine Null.

»Denkst an 'ne Story, Mann?«

»Mmm.«

Phil haben sie vor eineinhalb Jahren mit sechzigtausend Tagesrationen Cannabis erwischt und ihm zu verstehen gegeben, er werde so lange drinsitzen, bis er auch mit dem Kokain rausrückt. Zur Antwort hat er

eine Schreibmaschine gepackt und durch ein geschlossenes Fenster auf ein geparktes Polizeiauto geworfen, und so sitzt er eben immer noch.

»Hey, Mann, nimm's mir nicht übel, aber ich bin geil. Kannst mir deine Story nicht schon zum Fünf-Uhr-Tee servieren?«

»Mal sehen, was sich machen läßt.«

Ich werde das Gefühl nicht los, daß sich mein ganzes bisheriges Leben in dieser Zelle wiederholt. Diesmal allerdings nicht als Tragödie, sondern als schlechter Witz. Da liege ich nun und muß mir dringend meine heutige Hofnarrolle durch den Kopf gehen lassen, so wie damals mit Leonora – mit dem kleinen Unterschied, daß ich Phil meine Phantasien erzähle, um ihn mir vom Leib zu halten.

»Benny?«

»Einen Eselspenis in deinen Arsch. Laß mich nachdenken.«

»Okay, okay, Mann. Hab nichts gesagt.«

An die Umgangsformen im Zuchthaus gewöhnt sich jeder früher oder später. Erst schlagen, dann fragen. Alle schief anschauen, aber keinem in die Augen. Wenn du etwas von den Wärtern willst, schneid dir am besten die Pulsadern auf und trommle gegen die Tür, sonst nehmen sie dich nicht ernst. Vor allem aber schau, daß du gleich von Anfang an deinen Arsch rettetest. Auch im sprichwörtlichen Sinn.

Schon in den ersten zehn Minuten hier war mir klargeworden, daß mein einziger Zellengenosse – ein tätowierter Kleiderschrank aus Französisch-Guyana – mich nicht nur als lebenden Sandsack, sondern auch als potenziellen Bettgenossen zu betrachten schien, ohne sich auch nur die Mühe zu machen, sich wenigstens vorzustellen. Nach reiflicher Überlegung brachte ich dann doch einige zaghafte Bedenken hervor, und so kam es, daß ich gleich am ersten Hafttag neben meiner diesbezüglichen Unschuld einen Schneidezahn einbüßte. Zwei empfindliche und ziemlich schmerzhaft Verluste.

Als es einmal mit Leonora besonders heiß hergegangen war, hatte sie mir ohne Vorwarnung einen Finger in den Arsch geschoben. Als hätte sie plötzlich die Zeitlupentaste gedrückt, wurden Sekunden zu Minuten – Minuten zerrieselten zu Stunden. Meßbare Zeitabstände zerflossen zu blindem Treibsand. Scheinbar endlos zog mich eine Implosion ohne Anfang und Ende in mich selbst hinab – bis ich mich völlig zersplittert in ihr ergoß. Tätowierte Drogendealer sind da aber ein völlig anderes Kapitel. Vor allem dann, wenn sie sich nicht mit dem Finger begnügen. Vom richtigen Timing jetzt mal ganz abgesehen.

Leonora hatte manchmal ein besonderes Vergnügen daran, nach meiner – wie sie es ausdrückte – latenten Homosexualität zu graben. Als ich nach diesem einen Abend begann, über Rollenwechsel und Umschnalldildos zu phantasieren, erschrak ich erst, als ich Leonora zum erstenmal Nägelkaugen sah. Verstörende Gedanken waren wie tote Fische nach einer Unterwasserexplosion an meine Bewußtseinsoberfläche gestiegen und hatten eine Gischt aus offenen Fragen hinterlassen. Phil räumte mit einem Schlag alle Fragezeichen vom Tisch. Innerhalb von Sekunden schwante mir, daß ich mindestens zweitausend Prozent Hetero sein mußte. Wenn nicht viel viel mehr. Eine Zukunft aus tausendundeiner Vergewaltigung zeichnete sich vor mir ab. Wie Scheherazade machte die Not mich erfinderisch.

Am folgenden Morgen wartete ich erst gar nicht darauf, daß Phil seine Libido – sublimiert oder nicht – an mir ausließ. Wie erwartet begegnete er meinem Vorschlag zunächst mit unverblümter Skepsis, aber ich merkte, daß ich das Wichtigste geschafft hatte: er war *neugierig* geworden. Ein Gefühl, das im Gefängnis einen ungemein höheren Stellenwert als draußen besitzt. Der Form halber kleidete er sein leises Unbehagen in eine leere Schimpftirade. Zwei Minuten später lag er ausgestreckt auf seinem Bett. Willig, für ein paar Minuten wenigstens seine eigene Existenz zu vergessen und meiner Erzählung zu lauschen.

Ich habe nicht mehr die leiseste Ahnung, was ich ihm bei diesem ersten Mal erzählt haben konnte. Sicher ist, daß ich mich die ersten Monate in einer Art Dauerschockzustand befunden haben muß – der Schmerz wegen Leonora sollte mich erst viele Monate später treffen. Obwohl ich damals alles andere als klar im Kopf war – wahrscheinlich sogar gerade deswegen – ging ich wie ein Schlafwandler in der Rumpelkammer meines Gedächtnisses spazieren und klaubte mehr oder weniger lustlos ein paar Versatzstücke raus, die ich mehr oder weniger überzeugend aneinanderreichte. Zu meinem teilnahmslosen Erstaunen funktionierte es besser als erwartet. Die Bettfedern unter mir waren von meiner Erzählung hörbar angetan, bis sich auch Phils Zustimmung ebenso einsilbig wie eindeutig Luft machte. *Uuuuuuooooooooaaaaahhhhhhh*. So war der Handel perfekt, ohne daß wir ihn erst besiegeln mußten. Ich lieferte ihm täglich eine neue aufwühlende Story. Er begnügte sich damit, seinen Krummsäbel zu wetzen. Doch dann kam etwas, womit ich überhaupt nicht gerechnet hatte.

Kapitel neunzehn

*Tu chercheras, tu trouveras sur les cordes bien tendues
Les chemins que suivent les Dieux !
Sur ces chemins sacrés les âmes te suivront
Et l'inerte matière et les brutes charmées
Seront captives de la Lyre!*

Amphion – Paul Valéry

»SEX – MA – CHINE! SEX – MA – CHINE! SEX – MA – CHINE!«

Seit B.B. Kings Live-Aufnahme im *Cook County*-Gefängnis dürfte es klar sein, daß Zuchthausinsassen das dankbarste Publikum auf Gottes Erden sind. Wenn der Gefängnisdirektor sich dann noch als Anhänger des humanen Strafvollzugs und obendrein als Soul-Freak entpuppt, dann wirkt die Schlußszene aus *Blues Brothers* direkt müde im Vergleich mit der Wirklichkeit.

»Okay, okay, okay, Jungs. *Sex Machine*.« Flüchtiger Blick von Phil über die Schulter. Gehobene Augenbrauen. Zwinkern von Batista. Zwinkern von Jirzi. Zwinkern von mir. Alles klar. *Sex Machine*.

Batista preßt die Lippen zusammen und schlägt den Auftakt gegen die Kante der Snare Drum. *Oooooone. Twooooo. Threeee. Fooooour*. Jirzi bleibt auch heute seinem Grundsatz treu, nie zweimal dasselbe zu spielen – »sonst klingt wie tote Leiche«. So warten alle vergeblich auf den vertrauten E7/9-Akkord. Statt dessen springt Jirzi bei vier auf sein Verzerrerpedal und wirft sich in ein Brutal-Intro, das wie ein Mittelding aus Van Halen, John Coltrane und *Apocalypse Now* klingt. Phil schaut ratlos auf Batista. Batista hält einen Stick in die Luft und schaut ratlos auf Jirzi. Ich schaue ratlos auf meine Saiten. Eine Flut von schrillen Zweiunddreißigsteln walzt alles nieder und mündet in eine Rückkopplungsorgie. Im Saal knallt kein einziger mehr sein Blechgeschirr auf den Tisch. Alle halten den Atem an und schauen uns ratlos an. Jirzi schaut auf und grinst wie ein glücklicher Amokläufer. Er feuert noch eine letzte manisch virtuose Salve ins Publikum, bevor er mir bedeutungsvoll zunickt. Aha. Gleich kommt's.

Jjjjaaaaawwwwoooooohhhhhlllll!!! Fett und saftig wie die tschechische Erde dröhnt eine mächtige Halftime-Groove aus den Marshall-Boxen. *James Brown featuring AC/DC*. Jirzi nickt Phil zu.

Get get get get get get get up – get oooooooooon up

Get up – get oooooooooon up

Stay on the sceeeeeeeeeeeene

Like a lllllllloooove machiiiiiiiiine

Jetzt wirft sich Batista ins Zeug. Wenn Phil den Eindruck vermittelt, als wolle er sein Mikro vergewaltigen, begnügt sich Batista damit, sein Schlagzeug schlicht und einfach zu zerstören. Irgendwann spielt auch der Precision in seine Akzente rein und schiebt einen mächtigen Kontrapunkt unter das Gitarrenriff. Jetzt ist die Kantine wieder ein einziges Gejohle.

Ich schaue auf meine Hände, die wie von selbst spielen. Leonoras letzte Worte schießen mir gewichtslos durch den Kopf. *Verweile doch, du bist so schön*. Die ersten Worte nach dem Aufwachen aus einem langen Traum? Sechs Schritte von einer Zellenwand zur anderen. Einunddreißig Halbtonschritte auf dem *Precision*. Einen kurzen Augenblick lang fühle ich mich – frei. Ich schaue auf meine Hände und denke mir – rein gar nichts.

Verweile doch, du bist so schön. Leonora hatte zum *Augenblick* gesprochen, bevor sie sich die Pistole in den Mund schob und ihn in Ewigkeit verwandelte. Fragen verschwinden in Bedeutungslosigkeit, die ich als Stille inmitten der Musik empfinde. Ich horche auf das dröhnende Gewebe der Musik, und meine Freude verschluckt die letzte offene Frage: *wer lenkt jetzt meine Hände?*

* * *